



Wie weit darf die Polizei gehen? Der Einsatz gegen Kunststudenten während der Art Basel hat ein politisches Nachspiel.

Seite
6

PAPPDECKEL- AFFÄRE



FOTO: HANS-JÖRG WALTER

ANZEIGE



15. 6. – 28. 9. 2014

CHARLES RAY
SKULPTUREN 1997–2014

kunstmuseum basel & museum für gegenwartskunst

Eine Zusammenarbeit
mit dem Art Institute of Chicago

NOVARTIS



Berufswahl leicht gemacht

Schule beendet und was dann? Viele Jugendliche tun sich gegen Ende ihrer obligatorischen Schulzeit mit der Berufswahl schwer. Das ipso Haus des Lernens in Basel bietet mit dem Produkt Futura ein individuell gestaltbares Modell des 10. Schuljahres an, um einen sicheren Übergang in weiterführende Schulen oder in die Berufswelt zu ermöglichen.

Nach der obligatorischen Schulzeit stehen viele Jugendliche vor dem gleichen Problem: Entweder sie wissen gar nicht, in welche Richtung es beruflich gehen soll, haben noch Entscheidungsschwierigkeiten oder haben Mühe, den Anschluss ins Berufsleben zu finden. Sei es, weil die Abschlussnoten für den Traumberuf nicht ausreichen oder die Lehrstellensuche erfolglos bleibt.

Eine realistische Berufswahl setzt voraus, dass die Jugendlichen ihre eigenen Stärken und Schwächen, Interessen und Fähigkeiten, Talente und Visionen kennen. Viele brauchen dafür noch den nötigen kreativen Freiraum und eine individuelle, unterstützende Begleitung, wofür das öffentliche Schulsystem kaum Ressourcen hat.

Aus diesem Grund werden immer mehr bedürfnisorientierte Modelle an Privatschulen angeboten.

Ein Beispiel ist das ipso Haus des Lernens am Eulerhof in Basel. Das innovative Modell des 10. Schuljahres wird ab kommendem Schuljahr 2014/15 sogar erweitert.

Das ipso Futura-Jahr kann individuell gestaltet werden und entweder als Konzentration auf den Sek-Abschluss im 9. oder als Weiterbildungs-

jahr im 10. Schuljahr genutzt werden. Mit nun drei Ausbildungslinien kann den unterschiedlichen Potenzialen und Bedürfnissen der einzelnen Jugendlichen Rechnung getragen werden.

Ganz gleich, ob sie in der Linie Beruf durch Praxiskontakt auf verschiedenen Berufsfeldern noch herausfinden müssen, was ihnen überhaupt liegt oder das Jahr als Vorbereitung auf die Lehrzeit nutzen.

Jugendliche, die sich auf einen Übertritt an weiterführende Schulen wie an die BMS oder ans Gymnasium vorbereiten wollen, können das in der Ausbildungslinie Studium tun.

Neu ist die Linie Kunst, die mit einem zielorientierten Unterricht der Grundlagenfächer und einem breiten Angebot an gestalterischen Modulen auf alle Grundbildungen in gestalterischen Berufen vorbereitet.

Begleitet wird jeder Jugendliche von einem persönlichen Coach, der ihn dabei unterstützt, den eigenen Weg im eigenen Tempo zu finden. Interessen können so geweckt, Talente individuell gefördert und Lücken entsprechend geschlossen werden.

Das 9./10. Schuljahr ist bereits in den SBW Lernhäusern Romanshorn und Herisau in der Ostschweiz ein erprobtes Modell und ideal für Jugendliche, die in ihrer Reife oder in ihren Entscheidungen noch etwas Zeit benötigen, oder bevor sie den Schritt ins Berufsleben wagen, so der ipso Schulleiter Jörg Herrmann.

Mehr Informationen zum ipso Haus des Lernens unter:

www.ipso.ch
Eulerstrasse 55, CH-4051 Basel

ipso) Haus
des
Lernens

INHALT

Hans Georg Signer

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



Vierzig Jahre lang hat der «komische Ausländer» die Basler Schulen mitgeprägt. Zum Abschied spricht er über Appenzeller, Maori und Bildung als Augenblickskunst.

Seite 14

Tropeninstitut

FOTO: ZVG



Wie es die kleine Basler Institution zu weltweiter Bedeutung brachte.

Seite 18

EHC Basel

FOTO: KEYSTONE



Die Spieler sind arbeitslos. Spitzen-Eishockey ist in Basel Geschichte.

Seite 38

Schweiz – EU

Unser Land muss sich endlich für oder gegen Europa entscheiden.

Seite 22



Geschichten und Menschen der Woche

Seite 29

Bestattungen	S. 20
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46
Impressum	S. 43



Remo Leupin
Leiter Print

Baschi Dürrs «Sommergeschichte»

Was ist los mit unserer Polizei? Diese Frage stellten sich viele in Basel nach dem **Einsatz gegen eine harmlose Kunstaktion auf dem Messeplatz** vom letzten Freitag. Erneut sei die Versammlungsfreiheit verletzt worden, empören sich Kritiker in Onlineforen – wie schon bei der Favela-Räumung während der Art Basel 2013 oder dem polizeilichen Vorgehen gegen eine Nestlé-kritische Flugblattaktion an der Uni Basel im letzten November. Und bereits kursieren Verschwörungstheorien, in denen die Überaktivität der Polizei mit der OSZE-Konferenz in Verbindung gebracht wird, die im Dezember am Rheinknie stattfindet.

Die Basler als «Crash Test Dummies» für den künftigen Grosseinsatz? Das ist zu hoch gegriffen. **Umgekehrt tut sich Baschi Dürr keinen Gefallen, wenn er die Polizeiaktion verharmlost.** Noch während des Einsatzes favorisierte der Polizeidirektor einen Tweet, in dem die Berichterstattung als übertrieben verspottet wurde. Und auch im Interview spielt er das Ereignis als «Sommergeschichte» herunter. Das sehen manche der vielen Tausend Online-Leser anders. Vor allem aber jene **Opfer der Aktion, die im Waaghof eingesperrt wurden und sich nackt ausziehen mussten** – obwohl sie nur zufällig auf dem Messeplatz waren. Das Ganze wird ein politisches Nachspiel haben. Und vielleicht auch ein juristisches. So hält etwa der Staatsrechtler Markus Schefer diese Aktion für «klar erklärungsbedürftig».

Kürzlich lobten wir die umsichtige Polizeiarbeit auf dem besetzten Migrol-Areal. «Der Einsatz des Räumungstrupps war souverän», schrieb Redaktor Matthias Oppliger: «Anders als vor einem Jahr bei der Favela-Räumung schienen die Beamten ihrer Aufgabe gewachsen zu sein.» Nach den jüngsten Ereignissen auf dem Basler Messeplatz und den Reaktionen der Verantwortlichen kann davon leider keine Rede sein.

tageswoche.ch/+2xbxs

Online



«Grosseinsatz der Polizei auf dem Messeplatz», tageswoche.ch/+7po2x

Weiterlesen, S. 10



«Wir wollten keine Veranstaltung, die an die Favela-Aktion erinnert», tageswoche.ch/+oik47

Weiterlesen, S. 6



Thema Thema, tageswoche.ch/+k3zf

Christoph Simon

von Valentin Kimstedt und Daniela Gschweng

Der Berner Schriftsteller ist so schüchtern wie gern auf der Bühne. Zwischen den WM-Achtelfinals verkürzt er die Wartezeit als Slam-Poet.

Wer in Basel Poetry Slam hören geht, stösst früher oder später auf den Schriftsteller Christoph Simon. So auch dieses Wochenende, wenn Laurin Buser im Saal 12 zum WM-Slam lädt. Man nennt den 41-jährigen Christoph Simon den schüchternen Berner. Auf der Bühne zieht er den Kopf zwischen die Schultern und steckt die Hände in die Taschen. Während es bei den anderen Slampoeten Pointen hagelt, muss man sich auf ihn erst einlassen.

«Humor ergibt sich aus dem Konflikt einer Figur und nicht, weil ich etwas Lustiges über Zürcher oder Deutsche sage», so Simon. Etwas spröde? Nein, es dauert nur einen Moment länger.

Also zügeln wir den Fragenkatalog und lassen ihn mal machen. Als wir seine Wohnung im Berner Quartier Länggasse betreten, kommt Simon bereits mit einer duftenden Auflaufform in den Händen aus der Küche. Teller gibt es keine, die hat seine letzte Mitbewohnerin mitgenommen, die Müeslischüsseln tun es aber auch.

Seit dem Auszug fehlen einige Möbel, der Boden ist mit Playmobil-Teilen grosszügig bedeckt. Alles etwas chaotisch zurzeit. Ob das wohl gut geklappt hat mit der Mitbewohnerin? Und was hält erson von Putzplänen? «Oh, der Plan klappt gut. Nur putzen tue ich ungern.» Und schon gar nicht vor dem Besuch. Lieber danach, «wenn die Gäste den ganzen Dreck reingeschleppt haben».

Feine Alltagsbeobachtungen

Am grossen Esstisch sitzen bereits seine drei Kinder. Die Betreuung teilt er sich mit der Mutter der Kinder, die ein paar Ecken weiter wohnt. Nach dem Essen drängelt seine achtjährige Tochter Yuma immer wieder ins Gespräch. «Lass jetzt mal», sagt Simon, «ich muss hier gerade etwas Seich erzählen.» Bald darauf kommt sie wieder und liest uns ein Buch vor, das sie in der Schule gebastelt hat. Es heisst «Alles wackelt». «Seht ihr», sagt Simon, «ihr müsst eigentlich sie interviewen.»

Als Slampoet tritt Christoph Simon seit einigen Jahren auf, obwohl er eigentlich Schriftsteller und gar kein Bühnenmensch ist. «Ich bin ein schüchterner, scheuer Zeitgenosse», sagt auch er von sich. Doch er mag die Erfahrung auf der Bühne. «Du



«Ihr müsst eigentlich sie interviewen»: Schriftsteller und Slampoet Christoph Simon mit seinen Kindern.

FOTO: SIMON KRIEGER

spielt dich selber. Aber wohin mit den Händen? Nimmt mir das Publikum diesen Auftritt noch ab? Das sind neue Fragestellungen, die es beim Schreiben nicht gibt.»

Doch gerade dieser Mensch passt gut in die Slamszene. Da rappt nichts, da reimt nichts, die Schenkelklopfer bleiben aus. Doch Simon hat ein grosses Können in feinen Alltagsbeobachtungen – perfekt für die Slambühne –, die er in seine Geschichten einbettet. Themen? «Freude, Liebe, Mut, Zuversicht, Dankbarkeit», rattert Simon runter. «Ich bin der Pedro Lenz für die Armen.»

Seine Laufbahn begann Christoph Simon eigentlich als Musiker. Er besuchte die Jazzschule in Bern, studierte anschliessend vier Semester Psychologie, Human-geografie und Wirtschaft in Basel, «eine der schönsten Schweizer Städte», wie er findet.

Von da aus verschlug es ihn nach New York, am Ende landete er in Bern. Mit der «knorzigen Art» der Berner kann er gut – «sie sind wie ich.» 2001 kam mit «Warum Antilopen nebeneinander laufen» sein erstes Buch heraus. Mehrfach ausgezeichnet wurde der Roman «Spaziergänger Zbinden». Zuletzt schrieb er «Viel Gutes zum kleinen Preis».

Alkohol und Aspirin

Immer geht es um grosse Themen, immer ist der Auftritt unpräzise. Zum Schluss also ein paar Gretchenfragen: Was ist Glück, Herr Simon? «Sich an einem Mückenstich zu kratzen, bis es blutet.» Und Genuss? «Ich kann schon geniessen, mit genug Alkohol.» Also gut, eine letzte Gretchenfrage: Wie wichtig ist Alkohol? «Er ist der beste Freund. Wenn du dir nicht mehr selber zuhören

willst, hilft er dir, dass du es länger mit dir selbst aushältst. Ein sehr gutes Schmerzmittel, vor allem in Kombination mit Aspirin.»

Das hätte man ihm gar nicht gegeben, dem schüchternen feinen Mann. Wie ernst meint er das? Vielleicht flachst er nur. Mehr davon erfahren wir diesen Samstag am WM-Slam. Simon wird über das Frauenfussballteam Banana Unterseen sprechen, in dem er aufgewachsen ist und «alles fürs Leben gelernt hat. Ich war im Tor, weil ich im Gegensatz zu meinen Teamkolleginnen einen Ball fangen kann.» Alkohol hin oder her, das ist sicher die Wahrheit.

tageswoche.ch/+z6yyl

×

**28. Juni, 20.30 Uhr, Saal 12:
Poetry Slam mit u.a. Laurin Buser und
Christoph Simon.**

Baschi Dürr wollte Erinnerungen an die Favela-Räumung 2013 verhindern. Doch der erneute Polizei-Einsatz an der Art hat genau das Gegenteil bewirkt: Jetzt sprechen alle darüber.

DIE KUNST DER POLIZEITAKTIK

von Renato Beck und Marc Krebs

Als die Pappsteller hochgehen, verzieht Baschi Dürr keine Miene. Zehn Grossräte aus dem linken Lager haben die ordentliche Finanzberatung zum Anlass genommen, «ein kleines Zeichen des Protests zu setzen». So SP-Grossrat Pascal Pfister, der die Idee für die Aktion hatte. In der Woche nach dem Grosseinsatz der Polizei gegen eine Kunstaktion auf dem Messeplatz ist die Affäre auch im Parlament angekommen. Die Linke stürzt sich auf das Thema, nachdem sich in Basel Empörung breit gemacht hat.

Der Sicherheitsdirektor blickt in die weissen Scheiben wie in milchige Spiegel, in denen kaum mehr etwas zu erkennen ist von den liberalen Überzeugungen des FDP-Politikers. So sieht das Pfister, so sieht das auch die Grünliberale Martina Bernasconi, für die von Dürres Freiheitsliebe nicht mehr viel übrig ist nach diesem Freitagabend auf dem Messeplatz.

Dürr lächelt gequält, er greift nach dem Mikrofon und spottet in einem Nebensatz über die «glatten Kunstaktivisten im Saal». Zuvor hatte er bereits eine Wortmeldung von Brigitta Gerber (BastA!) mit einem andeutenden Gähnen kommentiert.

Sie hatte den Pappsteller-Protest mit einer energischen Verurteilung der Polizeiaktion eingeleitet. Mit denselben Gesten und Nebensätzen an der Grenze zur Überheblichkeit hat Baschi Dürr bereits als Grossrat gearbeitet, um sich die Gegner

vom Leib zu halten. Diesmal dürfte das kaum reichen, um eine Debatte über die Recht- und Verhältnismässigkeit des von ihm angeordneten Einsatzes abzuwenden.

Eine akute Gefährdungssituation durch die Kunstaktion bestand nie.

34 Personen hat Dürres Korps auf dem Messeplatz unter dem Titel einer «Personenkontrolle» abgeführt, darunter zahlreiche Unbeteiligte. Alle wurden in Kastenwagen in den Stützpunkt Waaghof verfrachtet. Dort wurden die Abgeführten fotografiert, sie mussten sich nackt ausziehen und untersuchen lassen. Mehrere Stunden wurden sie in einer vergitterten Sammelzelle festgehalten, die Polizeichef Gerhard Lips liebevoll «Warteraum» nennt.

Eine akute Gefährdungssituation durch die Kunstaktion bestand nie. Lips sagt: «Im Nachhinein lässt sich nicht sagen, ob dank unseres Einsatzes keine Eskalation erfolgte oder ob sowieso nichts passiert wäre.»

Zivilpolizisten an der Hauptprobe

Die Polizei wusste mindestens eine Stunde vor der Performance, was geschehen würde. Schlecht getarnte Zivilbeamte observierten die Hauptprobe auf dem Hof der Schule für Gestaltung. Dort hatten sich

gut 25 Studenten und zwei Lehrer, darunter der stellvertretende Direktor der Schule, Enrique Fontanilles, in einem Raster angeordnet. Alle waren schwarz gekleidet, in der Hand hielt jeder einen weissen Tortenboden aus Karton. Damit wollte die Gruppe die Ereignisse des Vorjahres nachstellen.

Dürr war damals frisch im Amt und die Art Basel in vollem Gang. In Holzhütten verkaufte die Messe ihren Besuchern für teures Geld Cüpli, daneben hatten sich Protestler eingerichtet, die gegen die Dekadenz des künstlichen Favela-Dorfes anfeierten. Dass seine Bauten kritische Reaktionen hervorrufen, war sich der Künstler Tadashi Kawamata gewohnt. Noch nie erlebt hatte er aber einen Einsatz, wie ihn die Basler Polizei durchführte.

Nachdem die Aktivisten mehrere Ultimaten hatten verstreichen lassen, löste die Polizei das Tanzfest unter Einsatz von Gummischrot und Reizgas auf. Feiernde wurden verletzt. Eine Woche später kam es zu einer Nachdemo, an der eine Polizistin tätlich angegriffen wurde.

Was im Juni 2013 von der Art Basel hängen blieb, waren für einmal nicht Besucherrekorde, sondern die Videoaufnahmen der TagesWoche, die den unzimmerlichen Polizei-Einsatz an der Protestparty aus der Vogelperspektive zeigten. Diese sorgten landesweit für Aufsehen, selbst die «Tageschau» berichtete, aber auch die Kunstfachpresse. Sie führten zu einer Diskussion



über die Verhältnismässigkeit von Dürrs erstem Grosseinsatz.

Die Kunstperformance, ein Freizeitprojekt übrigens, sollte ein Jahr später an diese Ästhetik erinnern, sagt Kunstdozent Fontanilles. Eine stille und schnelle Aktion war geplant. Aufregung, glaubten die Macher, hätte es kaum gegeben, wenn die Polizei nicht mit einem Grossaufgebot jede Regung der Künstler unterbunden hätte.

Polizei weckt böse Erinnerungen

Lips und Dürr wollten keine Aktion, die an die Favela-Räumung im Vorjahr erinnert. Doch mit dem Polizei-Einsatz haben sie genau das bewirkt. Um das ausgesprochene Versammlungsverbot zu umgehen, waren die Künstler einzeln auf den Messeplatz gegangen. Kaum angekommen, wurde jeder einzelne von ihnen vorübergehend festgenommen, dazu jeder Passant und Art-Besucher, der mit den Aktionisten in Kontakt gekommen war. Als ob Dürr und sein Polizeichef um jeden Preis verhindern wollten, dass sich die Erinnerung an den überharten Einsatz des Vorjahres über kleine Flyer und weisse Pappdeckel verbreitete. «Wir wollten keine Veranstaltung auf dem Messeplatz, die an die letztjährige Favela-Aktion erinnert», sagt Lips.

Die Polizeiaktion verunsichert nicht nur viele Bürger, sondern auch die Art Basel. Denn diese wollte unbedingt verhindern, dass wie im Vorjahr heftige Bilder um die



Bei der Auflösung der «Art and Order»-Aktion von Kunststudenten (Bild von der Probe, oben) wurden wahllos Besucher vom Messeplatz abgeführt – auch Enrique Fontanilles, Vizdirektor der Basler Schule für Gestaltung (Bild unten). FOTOS: SHIN CHAN, HANS-JÖRG WALTER

Welt gehen würden. Zwar blieben die schlimmsten Bilder aus, doch die Geschichten über die Intoleranz rund um die Art Basel, über Provinzialität und Kommerzialisierung, ziehen weiter ihre Kreise.

Dabei wollten doch nur einige Kunststudenten eine kleine Aktion machen, die Kunst der Kritik und die Kritik der Kunst nach aussen tragen, auf einen öffentlichen Platz. So wie das vor ihnen schon ein Christoph Schlingensiefel oder ein Joseph Beuys taten. Und das in einer Stadt, die so gerne stolz sein möchte auf ihr humanistisches Erbe, die sich so gerne kunststiftend gibt. Und tolerant.

Definiert die Polizei, was Kunst ist?

Doch dieser Raum zwischen Messe und Öffentlichkeit, zwischen Polizei und Protestierenden scheint zunehmend gestört. Kunst ist, was Geld bringt und eine Bewilligung hat, könnte man meinen. Darf eine Kunstaktion also nur stattfinden, wenn sie Baschi Dürr und Gerhard Lips genehmigt ist und wenn sie der Messe Schweiz nicht in die Quere kommt? Entscheidet die Polizei, welche kritische Aktion geduldet wird? Definiert sie die Trennlinien zwischen Kunst und Kundgebung. Darf sie präventiv zuschlagen und unbeteiligte Leute stundenlang festhalten? Solche Fragen beschäftigen jetzt auch die Politik: Tanja So-

land, eine der wichtigsten Stimmen der Basler Sozialdemokraten, stellt das Vorgehen der Polizei in Frage. Mit einer Interpellation will sie eine politische Debatte erzwingen, in der erörtert wird, wie weit die Polizei bei vagen Sicherheitsbedenken gehen darf.

Voraussichtlich im September muss Dürr Antworten auf Solands Fragen liefern. Soland befürchtet, «dass die Bürger das Vertrauen in die Staatsgewalt verlieren, wenn sie so behandelt werden».

Parallel zur politischen Aufarbeitung wünscht sich die Rechtsanwältin auch eine juristische, sie hat deshalb den Kontakt zu den Beteiligten gesucht, damit eine gerichtliche Überprüfung stattfindet. Soland erkennt im Verhalten der Polizei Freiheitsberaubung und Amtsmissbrauch. Sie hält bereits das von der Polizei verfügte Veranstaltungsverbot für unberechtigt: «Das Verbot hatte keine klare Rechtsgrundlage.»

Auch den Umgang mit den Kunststudenten und Passanten, die das Pech hatten, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein, hält sie für fragwürdig: «Personen wurden willkürlich kontrolliert und die Kontrollen im Waaghof als unrechtmässige Präventivhaft missbraucht.»

Wie sich eine solche «Präventivhaft» anfühlt, hat Primarlehrerin Liliane Affolter erfahren. Die 22-jährige Baslerin wohnt in

Bern, wo sie Pädagogik studiert. Am Wochenende wollte sie die Art besuchen, eine Kollegin hatte ihr von einer speziellen Performance auf dem Messeplatz erzählt. «Ich schaute mir also das Treiben auf dem Messeplatz an, neben mir ein älteres Paar.» Eine Performer kam auf sie zu, drückte ihr einen Pappeller in die Hand. «Das Paar neben mir wunderte sich über die Polizeipräsenz. Sie dachten, das gehöre zur Performance.» Affolter hielt einen Pappeller in ihrer Hand, als sie von Polizisten abgeführt wurde. Sie war etwas baff, irritiert. War das Teil der Kunstaktion? «Ich fragte, warum ich mitkommen müsse. Da sagte mir die Polizistin, weil ich schwarze Kleider tragen würde.»

Nackt und ratlos

Affolter wies sich aus, sah zu, wie ihre Tasche durchsucht wurde. Ohne Angabe von Gründen steckte man sie in einen Kastenwagen. «Erst da erfuhr ich von Studierenden, die ebenfalls im Wagen sassen, was sie hier machen wollten und was hier im letzten Jahr geschehen war.»

Völlig unbeteiligt war sie, doch schenkte ihr kein Beamter Gehör. Auch nicht einem anderen Insassen, der zu Hause ein dreijähriges Kind hüten sollte. Die Polizisten liessen ihn noch nicht mal Bescheid geben: «Wir baten einen Beamten darum, den Anruf anstelle des Festgehaltenen zu tätigen, um zu Hause zu informieren. Ohne Erfolg.»

Ratlos waren nicht nur Affolter, auch andere Unbeteiligte, die eingesperrt und von Kopf bis Fuss durchsucht wurden – nackt, ohne Angabe von Gründen. «Ein Eingriff in meine Intimsphäre», sagt sie. «Ich bin völlig aus den Wolken gefallen, fühlte mich im falschen Film, stundenlang.» Bis heute hat sie keine Begründung bekommen, weshalb sie abgeführt wurde. Geschweige denn eine Entschuldigung.

Solche Methoden, solche Anekdoten sorgen nun auch im bürgerlichen Lager für Stirnrunzeln. Selbst aus Dürrs eigener Partei kommt leise Kritik: FDP-Grossrat Elias Schäfer trägt wie Dürr die liberale Gesinnung gerne vor sich her. Doch sagt er: «Hätte ich entscheiden müssen, hätte ich die Aktion wahrscheinlich laufen lassen und wäre erst eingeschritten, wenn es zur Eskalation gekommen wäre.» Schäfer verteidigt Dürr aber auch. Die Kunststudenten hätten sich vorgängig durchaus erkundigen können, ob sie ihre Aktion durchführen dürfen. «Es ist einfach unglücklich gelaufen.»

Lob erhält Dürr von rechtsausen. SVP-Grossrat Joël Thüring bescheinigt Dürr eine «hervorragende Arbeit im Zusammenhang mit der Polizei». Es sei Aufgabe der Polizei, vorzusorgen und im Interesse der Sicherheit auch mal präventiv einzugreifen.

Beim Verlassen des Büros von Baschi Dürr fällt uns auf, dass es nicht an Basler Kunst mangelt im Spiegelhof. So passieren wir im Flur eine Skulptur des Künstlers Tobias Sauter. Titel des Werks: «Nach Lust und Laune». Vielleicht nehmen Dürr und Lips die Kunst ja viel ernster, als wir alle meinen. tageswoche.ch/+k3zfl ✕



Verdächtige werden zur stundenlangen «Personenkontrolle» im Waaghof abgeführt.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

Basler Polizei-Einsatz

Der Staatsrechtler Markus Schefer hält das Vorgehen der Polizei für «klar erklärungsbedürftig».

Die Grenzen des Rechtsstaats

von Simon Jäggi

Unbeteiligte, die sich auf dem Polizeiposten nackt ausziehen müssen, Studenten, die auf dem Polizeiquartier ohne Erklärung fotografiert und erst nach mehreren Stunden wieder entlassen werden. Der Einsatz der Polizei auf dem Basler Messeplatz vom vergangenen Freitag wirft Fragen zur Rechtmässigkeit des Vorgehens auf.

Der verantwortliche Regierungsrat Baschi Dürr bezeichnet den Einsatz im Interview (siehe Seite 10) als korrekt. Dennoch sorgt das Vorgehen in der Öffentlichkeit für Unverständnis und offene Fragen. Wer diesen nachgeht, landet rasch in den Hinterzimmern der Demokratie: bei Staatsschutz und Nachrichtendienst. Markus Schefer, Professor für Strafrecht an der Universität Basel, vermutet, dass die Polizei von dieser Seite entscheidende Informationen erhalten habe.

«Bei diesem Einsatz kommt sehr viel zusammen. Anders kann ich mir das Vorgehen der Polizei nicht erklären», sagt Schefer. Um die Verhältnismässigkeit des Einsatzes zu überprüfen, müsse man wissen, ob und welche Informationen die Polizei vom Staatsschutz erhalten habe. Doch genau damit gibt es ein Problem: Die Polizei ist nicht berechtigt, darüber Auskunft zu geben.

Kein Gericht kann die Offenlegung solcher Informationen verlangen. «Hier stösst die Rechtsstaatlichkeit an ihre Grenzen. Es fehlen Mechanismen, um solche Vorgänge zu überprüfen. Es bräuchte wirksame und unabhängige Kontrollmechanismen. Das Missbrauchspotenzial ist beträchtlich.»

Für den Staatsrechtler ist der Einsatz der Polizei an der Messe «klar erklärungsbedürftig». Die Stellungnahme von Polizeikommandant Gerhard Lips und Regierungsrat Baschi Dürr genügt Schefer nicht. «Diese Antworten reichen nicht aus. Es wäre wünschenswert, wenn da noch mehr kommt.»

Die drängendsten Fragen im Überblick:

1 Ein Grossteil der Kontrollierten musste sich auf dem Polizeiposten nackt ausziehen. Ist das erlaubt?

Gemäss Schefer ist es nicht zulässig, dass sich Personen bei einer Kontrolle generell nackt ausziehen müssen. Ein Leiturtel des Bundesgerichts (6B_391/2013) hält fest, eine Leibesvisitation sei nur rechtmässig, «wenn sie dringend erforderlich und durch die Bedeutung der Übertretung gerechtfertigt sei, was nur in Ausnahmefällen zutreffend sei». In der Regel können Verdächtige vor Ort über den Kleidern auf Waffen oder andere Gegenstände durchsucht werden.

Das Bundesgericht schreibt in seinem Urteil zu einem Mann, der sich der Anforderung, die Hände aus der Hosentasche zu nehmen, widersetzt hatte: «Die auf der Polizeiwache durchgeführte Leibesvisitation, bei welcher sich der Privatkläger habe nackt ausziehen müssen, sei mit Blick auf den konkreten Tatvorwurf (Nichtentfernen der Hände aus den Hosentaschen) nicht angezeigt, unangemessen, unverhältnismässig und damit missbräuchlich gewesen.»

2 Unter welchen Umständen darf die Polizei Personenkontrollen auf dem Revier vornehmen?

Dasselbe Bundesgerichtsurteil hält eindeutig fest, eine Person zur Identifizierung mitzunehmen sei nur dann rechtmässig, wenn der Betroffene seine Personalien vor Ort nicht bekannt gibt oder es begründeten Verdacht zur Annahme gibt, dass die Papiere gefälscht sind. Markus Schefer nennt als weiteren möglichen Grund, wenn vor Ort eine Kontrolle nur unter Gefahr möglich wäre. Dass die Polizei zahlreiche Teilnehmer vor Ort auf dem Messeplatz kontrolliert und dennoch mitgenommen hat, ist für ihn unverständlich.



Strafrechtsprofessor Markus Schefer.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

«Liegt kein begründeter Straftatsverdacht vor, dürfen diese Personen nach erfolgter Kontrolle nicht auf den Posten mitgenommen werden.» Gemäss Aussagen der Betroffenen wurden zudem zahlreiche Personen über mehrere Stunden auf dem Polizeiposten festgehalten. Gemäss Bundesgericht handelt es sich dabei um einen mittleren bis schweren Eingriff in die Grundrechte.

3 Die Polizei hat einen Grossteil der 34 zur Kontrolle mitgenommenen Personen fotografiert. Ist sie dazu berechtigt?

Das ist erlaubt, wenn eine Identitätsfeststellung auf andere Weise nicht oder nur unter erheblichen Schwierigkeiten möglich ist. Oder wenn andere Rechtsgrundlagen eine Registrierung vorsehen (§ 39 Abs. 2 Polizeigesetz). Besteht kein hinreichender Grund, die Betroffenen zu fotografieren, sind die Bilder durch die Polizei selber zu vernichten und entsprechende Registraturhinweise zu löschen. Gemäss dem kantonalen Datenschutzbeauftragten Beat Rudin haben die Betroffenen das Recht, von der Kantonspolizei zu erfahren, ob – und wenn ja –, welche Daten über sie bearbeitet werden. Werden Personendaten widerrechtlich bearbeitet, dann können sie verlangen, dass sie vernichtet werden.

4 Regierungsrat Baschi Dürr sagt im Interview mit der TagesWoche, «wir wollen zu dieser Thematik keine Veranstaltung». Kann ein Regierungsrat Themen definieren, zu denen er keine Veranstaltung wünscht und bei denen er die Bewilligungspflicht strenger durchsetzt?

«Nein», meint Markus Schefer, «die Regierung darf nicht bestimmen, welche Themen auf öffentlichem Grund thematisiert werden und welche nicht.» tageswoche.ch/+bscia ×



Halten die Aktion gegen Kunststudenten und unbeteiligte Passanten für richtig: Polizeikommandant Gerhard Lips und Sicherheitsdirektor Baschi Dürr. FOTO: H.-J. WALTER

Basler Polizei-Einsatz

Der Basler Sicherheitsdirektor Baschi Dürr und Polizeikommandant Gerhard Lips verteidigen den Polizei-Einsatz an der Art.

«Wir wollten keine Veranstaltung, die an die Favela-Aktion erinnert»

von Renato Beck und Marc Krebs

Herr Dürr, sind Sie zufrieden mit dem Polizei-Einsatz vom Freitag?

Baschi Dürr: Ja, es war alles in allem ein guter Einsatz, gut geplant, ruhig durchgeführt. Wir haben unsere Zielsetzung erfüllt.

Welche Zielsetzung hatten Sie denn?

Dürr: Keine Kundgebung zuzulassen – dies nach den Erfahrungen des letzten Jahres, als unsere Leute bei der sogenannten Gegen-Favela attackiert worden sind, als sie nach zahlreichen Abmahnungen und Ultimaten die sehr laute Musikanlage abstellen wollten. Auch im Nachgang dazu, nach der Demonstration im St.-Johann-Park, wurden unsere Leute massiv angegangen und verletzt. Als wir sahen, dass heuer etwas geplant war, haben wir die Aktivisten informiert, dass wir das nicht wollen. Als diese dennoch zum Messeplatz gingen, haben wir eine Personenkontrolle durchgeführt und die Leute nach der Kontrolle wieder entlassen.

Sie waren über die Grösse des Aufgebots informiert?

Dürr: Ja, ich war orientiert und habe das Vorgehen als richtig befunden.

Gerhard Lips: Den Einsatz ordnet die Polizei an. Die personellen Massnahmen hängen mit der Gefahrensituation, den Rahmenbedingungen und der Zielsetzung zusammen. Bei einer politischen Dimension orientiere ich oder einer meiner Mitarbeiter den Departementsvorsteher.

Für Sie war das also eine politische Aktion?

Lips: Das ist nicht relevant für uns. Für uns war die Vorgeschichte wichtig. Was ist das Gefahrenpotenzial? Für eine Aktion auf dem öffentlichen Grund gibt es Regeln und eine Bewilligungspflicht. Wir entscheiden, was wir tolerieren können und was nicht.

Dürr: Die politische und mediale Relevanz ist gegeben. Sie sitzen ja jetzt hier, um ihre Sommergeschichte zu schreiben. Dass wir das Interview führen, zeigt, dass dies über einen alltäglichen Einsatz hinausgegangen ist.

Die Aktivisten wurden festgenommen, abgeführt, untersucht...

Lips: ... Sie wurden nicht festgenommen, sie wurden einer Personenkontrolle unterzogen – allerdings nicht vor Ort, wie das üblicherweise der Fall ist. Weil wir Konflikte verhindern wollten, haben wir sie mitgenommen, um die Kontrolle an einem polizeilichen Standort durchzuführen. Die Polizei darf gemäss Polizeigesetz eine Personenkontrolle durchführen.

Die Polizei hat nicht nur die Personen aufgenommen, die Leute mussten sich nackt ausziehen, sie wurden zudem fotografiert und für mehrere Stunden in eine Sammelzelle gesteckt. Ist das in Ihren Augen so üblich und verhältnismässig?

Lips: Wir haben die Leute nicht mehrere Stunden in die Zelle gesteckt, wir haben sie in einen Warteraum begleitet. Aus Sicherheitsgründen erfolgt eine Leibbesichtigung,

wenn mehrere Personen gleichzeitig in einem Raum sind. Die Erfahrung zeigt, dass jemand Waffen dabei haben oder sich selber Leid antun kann mit mitgeführten Gegenständen.

Bei uns hat sich ein dreifacher Familienvater gemeldet, ein Art-Besucher, der einen Deckel in die Hand gedrückt erhielt und von Ihren Beamten abgeführt wurde. Welche Gefahr ging von dieser Person aus?

Dürr: Im Nachhinein bleibt es immer spekulativ, zu mutmassen, wo eine Gefahr bestanden hätte und wo nicht. Das Wesen einer Kontrolle ist eben, herauszufinden, wer dazu gehört und wer nicht. Die Beteiligten werden an die Staatsanwaltschaft verzeigt, die über die Fälle entscheiden wird. Dass offenbar Unbeteiligte mitgenommen worden sind, bedaure ich. Aber den Polizisten vor Ort kann kein Vorwurf gemacht werden. Sie müssen im Sinne ihrer Zielvorgaben zügig handeln – und das haben sie getan.

Sie haben mit Enrique Fontanilles auch den stellvertretenden Direktor der Schule für Gestaltung abgeführt. Spätestens dann hätte Ihnen doch einleuchten müssen, dass keine kriminellen Chaoten am Werk waren.

Lips: Ich kenne Herrn Fontanilles nicht. Es spielt aber auch keine Rolle, ob Herr Fontanilles grundsätzlich gewaltbereit ist oder nicht. Wir wollten keine Veranstaltung auf dem Messeplatz, die an die letztjährige Favela-Aktion erinnert.

Entsprach der Einsatz der vom Gesetz verlangten Verhältnismässigkeit?

Lips: Die Legitimation ergibt sich aus der Beurteilung im Vorfeld und nicht im Rückblick, sonst könnten wir ja gar keine Aktion mehr durchführen.

Sie könnten einräumen, die Situation falsch eingeschätzt zu haben.

Lips: Das können wir nicht. Wir wissen nicht, was passiert wäre, wenn wir die Aktion zugelassen hätten. Die Kartonteller wurden von uns übrigens auch nicht als gefährliche Gegenstände gewertet, sondern als Ausdruck einer Kundgebung.

Es muss doch definiert werden, was geduldet wird und was verboten. Sonst setzen Sie sich dem Vorwurf der Willkür aus.

Dürr: Der Willkür-Vorwurf ist falsch. Denn die polizeiliche Generalklausel gibt der Polizei ein weites Handlungsfeld. Die Polizei könnte eine «Zero Tolerance»-Politik verfolgen und alles abwürgen, was auch nur entfernt potenziell gefährlich ist. Sie kann aber auch fast alles zulassen. Entsprechend gross ist die Verantwortung, richtig zu entscheiden. Wir suchen immer erst Gründe, etwas zuzulassen. Beispielsweise besagte Wasserschlacht, die wir toleriert haben.

Welche Gefahr hätte denn von einer Wasserschlacht ausgehen können?

Dürr: Eine Wasserschlacht kann als grober Unfug bewertet und damit für illegal erklärt werden. ×

Lesen Sie die lange Version dieses Interviews: tageswoche.ch/+oik47

Die Reaktionen

Eine Mehrheit der TagesWoche-Leser ist irritiert über die Polizeiaktion und fürchtet um die Versammlungs- und Meinungsfreiheit. Auszüge aus der Onlinedebatte.

Dinu Marsson

«Kann ein Regierungsrat Thematiken definieren, zu denen er keine Veranstaltung wünscht, bei denen er die Bewilligungspflicht strenger durchsetzt?»

Peter Philippe Weiss

«Was bedeutet dieser Übergriff für das Demokratieverständnis dieser jungen Menschen? Was für ihre künftige politische Haltung?»

Luca Piazzalonga

«Wenn das Standard wird, prophylaktisch Personen festzunehmen, und sich kein Widerstand regt, habe ich Angst um meine Sicherheit.»

Grodo

«Man kann über die Verhältnismässigkeit des Einsatzes urteilen, wie man will, bleibt dies doch stets ein subjektives Empfinden. Fakt ist, dass – zumindest laut Aussagen der Herren Dürr und Lips – geltendes Recht korrekt angewendet wurde.»

Manuel H.

«Wir möchten gerne zu dritt im Schützenmattpark Frisbee spielen gehen. Wo kann ich die Bewilligung beantragen? Brauche ich jede Woche eine neue? Und sollen wir gleich schon nackt kommen?»

Weitere Community-Beiträge zum Polizei-Einsatz auf dem Basler Messeplatz: tageswoche.ch/+oik47

Taxifahrer erhalten Internetkonkurrenz. Dienste wie Uber und WunderCar expandieren – und haben Basel im Blick.

Fährt Basel bald billiger?

von Christoph Spangenberg

Europas Taxifahrer haben Angst um die Zukunft ihrer Branche. Sie fürchten sich vor neuen Online-Angeboten wie Uber, die Taxifahrten zu günstigeren Preisen anbieten oder kurzerhand Privatpersonen zu preiswerten Chauffeuren machen. Zehntausende Taxifahrer haben dagegen vor wenigen Tagen demonstriert in Berlin, London, Madrid und Mailand.

Die Start-ups könnten bald auch den Basler Taximarkt aufmischen. Rasoul Jalali, General Manager von Uber Zürich, sagt:

«Basel ist eine sehr interessante Stadt für uns.» Täglich würden sich Dutzende potenzieller Passagiere, aber auch Fahrer aus der ganzen Schweiz erkundigen, wann Uber in ihre Stadt komme. Viele davon seien aus Basel, sagt Jalali.

Wann der Dienst am Rheinknie verfügbar sein wird, sei noch unklar. Dafür gibt es offenbar Expansionspläne für die Westschweiz: Nach TagesWoche-Informationen wird Genf die zweite Schweizer Stadt sein, wo man sich per Uber-App ein Taxi rufen kann.

Dienste wie Uber und das Hamburger Start-up WunderCar wollen sich als Alternative zu dem starren, meist teuren Taximarkt ins Spiel bringen. Bei WunderCar sollten Privatpersonen im Sinne eines On-Demand-Dienstes zu Taxifahrern werden. Doch bevor der Dienst durchstarten konnte, macht er einen Rückzieher. Nach dem Verbot durch die Hamburger Gewerbeaufsicht will das Start-up nun lediglich Fahrten vermitteln, bei denen alle in dieselbe Richtung möchten. Ab sofort müssen Fahrgäste vorher angeben, wohin sie gefahren werden möchten. Die Bezahlung ist freiwillig.

Damit wird WunderCar zur gewöhnlichen Mitfahrzentrale und reiht sich ein in die Liste ähnlicher Dienste wie mitfahrgelegenheit.ch, karzoo.ch und flinc.org. Nur kurz vor der Änderung des Geschäftsmodells hatte Gründer und Geschäftsführer Gunnar Froh gegenüber der TagesWoche die Attraktivität der Schweizer Grossstädte für WunderCar beteuert. Ob nun allerdings eine weitere Mitfahrzentrale in die Schweiz kommt und sich durchsetzen kann, bleibt abzuwarten.

Bis 40 Prozent billiger als Taxis

Das aus San Francisco stammende und von Google mitfinanzierte Unternehmen Uber hat gleich mehrere Geschäftsmodelle. Der Limousinenservice – in Zürich gibt es ihn seit einem Jahr – kostet in der Schweiz etwa so viel wie herkömmliche Taxis. Bei UberPop, das es in der Schweiz nicht gibt, werden Privatpersonen zu Chauffeuren. Dann gibt es noch das vor wenigen Tagen auch in Zürich eingeführte UberX.

Hierbei vermittelt das Unternehmen Chauffeure und Kunden per Smartphone-App und streicht dafür 20 Prozent des Preises ein. Der liegt 30 bis 40 Prozent unter den Kosten für gewöhnliche Taxis. Wegen des geringeren Preises für eine einzelne Fahrt würden die Chauffeure pro Stunde mehr Fahrten machen, weil sie billiger sind, glaubt Jalali. Und damit am Ende des Monats mehr Geld haben.

In Zürich betrage die Wartezeit auf ein UberX-Auto derzeit fünf bis sechs Minuten. Alle Fahrer müssen laut Jalali eine Taxi-Lizenz oder eine für den berufsmässigen Personentransport besitzen. Das Fahrzeug müsse dafür zugelassen sein und einen Fahrtenschreiber eingebaut haben. Uber selbst besitze keine Fahrzeuge, sondern vermittele nur. Weil die Uber-Autos aber nicht mit einem Taxameter, mit Taxilampe oder -anschrift ausgestattet sind, sind sie offiziell keine Taxis. Damit fallen sie nicht unter das Taxi-Gesetz, sagt Andreas Knuchel, Sprecher des Justiz- und Sicherheitsdepartements Basel-Stadt. Mehr Freiheiten, weniger Regeln. Dies erregt den Argwohn mancher Basler Politiker.

Politiker sind skeptisch

Andreas Zappalà, Fraktionspräsident der Basler FDP, sagt: «Es muss geprüft werden, ob das nicht doch unter das Taxigesetz fällt und ob dort eine Verzerrung des Marktes stattfindet.» Schliesslich müssten für

Taxifahrer-Demo 2013: Nun sind Uber & Co. Chance und Gefahr zugleich. FOTO: KEYSTONE



alle, die vergleichbare Dienste anbieten, dieselben Grundvoraussetzungen gelten. Von einem Verbot der neuen Dienste hält er nichts. Auf dem Markt müssen mehrere Player bestehen können, sagt Zappalà.

SP-Vizepräsident Mustafa Atici befürchtet, dass die Konkurrenz die Taxifahrer arbeitslos machen könnte. Die Situation in der Branche sei bereits prekär, der Verdienst schlecht, liege oft im Bereich von 12 bis 16 Franken pro Stunde. Selbst wenn die Fahrer durch Mehrfahrten für Uber etwas mehr verdienen würden, sei der Lohn noch immer zu niedrig, sagt Atici: «Das ist keine Lösung.»

Bei den grossen Taxizentralen gibt man sich selbstbewusst. «Wir sind nicht so nervös wie in Deutschland», sagt Ueli Kestenholtz von 33er-Taxi. Das liegt zum einen daran, dass in der Schweiz von Uber eben keine Privatpersonen vermittelt werden, sondern nur lizenzierte Fahrer. Somit fehlt die Konkurrenz durch Feierabendchauffeure, die sich mal eben etwas hinzuverdienen wollen. Zum anderen sind die Zentralen von ihrem Angebot überzeugt, auch in technologischer Hinsicht. «Wir sind bereits erfolgreich am elektronischen Bestellmarkt positioniert», sagt Kurt Schaufelberger von der Taxi-Zentrale. Wie das 33er-Taxi verfügt sie über eine App, mit der man Taxis bestellen und deren Weg bis zum Abholpunkt verfolgen kann.

«Wir sind nicht so nervös wie in Deutschland», sagt Ueli Kestenholtz vom 33er-Taxi.

Und die deutliche Preisersparnis bei der Online-Konkurrenz? Sowohl 33er-Taxi als auch Taxi-Zentrale setzen auf Kundenkarten, mit denen die Gäste je nach Uhrzeit bis zu 30 Prozent sparen können. «Die meisten unserer Kunden nutzen diese Vergünstigungen», sagt Kestenholtz: «Warum sollten Sie zur Konkurrenz wechseln?»

Dass Fahrer zur Konkurrenz aus dem Internet abspringen, glaubt man bei den Zentralen nicht. Man sei gut ausgelastet und bediene vor allem den sogenannten Bestellmarkt. Die neuen Taxidienste seien möglicherweise eine willkommene Alternative für die Chauffeure des Einsteigermarktes, glaubt Schaufelberger. Das sind jene Taxis, die auf den Standplätzen auf Kundschaft warten und häufig weniger verdienen als Fahrer der Zentralen.

Beide Taxi-Firmen wollen genau beobachten, wie sich die Konkurrenz entwickelt. Schaufelberger fordert, dass auch solche Taxis, die offiziell gar keine sind, «zwingend in das Taxigesetz miteinbezogen werden». Ein Streik wie mancherorts in Europa komme aber keinesfalls in Frage. Damit bestrafe man die eigenen Kunden, sagt Kestenholtz. Und würde den neuen Diensten noch mehr Gäste verschaffen, als es die derzeitige Diskussion schon tut.

tageswoche.ch/+dan54

x

ANZEIGE

Sie sind an weiteren Angeboten interessiert? Dann melden Sie sich für unseren Newsletter unter www.hieber.de an. Super-Wechselkurse: x.xxxx nur gültig bei Barzahlung. ... geh lieber gleich zu Hieber unter Anderem in • Lorrach • Weil am Rhein • Binzen • Nollingen • Grenzach • Rheinfeiden mehr Infos unter www.hieber.de

Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen • Solange Vorrat reicht • Irrtum vorbehalten

Hieber's Frische Center



Noch mehr tolle Angebote gibt's per E-Mail

Newsletter-Anmeldung unter www.hieber.de/newsletter

Angebot gültig von Montag, 23.06. bis Samstag, 28.06.2014



Kalbstafelspitz
eine Delikatesse vom Kalb auch für Vitello-Tonato geeignet, 1 kg

€ 16.99
CHF 20,86



Tilapiafilets im Bananenblatt
saftiges Tilapiafilet, praktisch grätenfrei, ohne Haut, mit einer würzigen Jalapeno-Marinade, in einem Bananenblatt eingerollt und mit einem Stück roter Paprika garniert, 100 g

€ 1.79
CHF 2,20



Salatparade:
Kopfsalat, Eichblatt grün, Eichblatt rot, Lollo bionda oder Lollo rosso aus Deutschland, Klasse 1, Stück

€ 0.39
CHF 0,48



Rama Original
500-g-Becher (1 kg = € 1,98)

€ -9.99
CHF 1,22



Dr. Oetker Pizza Tradizionale verschiedene Sorten, z. B. Diavola 330 g (1 kg = € 6,73), tiefgefroren, Packung

€ 2.22
CHF 2,73



Buitoni italienische Teigwaren verschiedene Ausformungen, 500-g-Packung (1 kg = € 1,32)

€ -6.66
CHF 0,81



Bulls-Eye BBQ-Sauce verschiedene Sorten, 235-ml-Flasche (100 ml = € 0,55)

€ 1.29
CHF 1,58



Jever Fun verschiedene Sorten, 20 x 0,5-L-Flaschen (1 L = € 1,00) oder Pilsner 24 x 0,33-L-Flaschen (1 L = € 1,26) zzgl. Pfand, Kiste

€ 9.99
CHF 12,27



Weißer Riese verschiedene Sorten, z. B. Gel Sommer 1,095 L, 15 Waschladungen (1 WL = € 0,17)

€ 2.49
CHF 3,06



Whiskas Katzennahrung Multipack verschiedene Sorten, z. B. Herzhaftes Ragout 12 x 100 g (1 kg = € 2,91), Packung

€ 3.49
CHF 4,29

In den vergangenen Jahren hat Hans Georg Signer geplant, geplant und nochmals geplant, damit Basel eine neue Schule erhält. Nun will er geniessen.

Warten auf die Magie des Augenblicks

von Michael Rockenbach und Simon Jäggi

Erist Appenzeller, Protestant, Lehrer und einer der entscheidenden Köpfe hinter der viel diskutierten Schulreform: Hans Georg Signer (63). Nun tritt er als Leiter des Bereichs Bildung im Basler Erziehungsdepartement ab. Danach möchte er vor allem eines: glücklich sein. Wie das geht, hat er bei seinem Grossvater in Heiden, den Maori auf Neuseeland und den Kindern in der Schule gelernt. Ein Gespräch über Bildung im weiteren Sinne.

Beim Abschlussinterview überlassen wir Ihnen die Wahl: Worüber wollen Sie zuerst reden – Appenzell, Basel, die Maori oder Ihren Chef?

Mir ist alles recht.

Also fangen wir mit Ihrer Jugend im Appenzellerland an, diesem kleinteiligen Gebiet, das doch auch etwas Offenes hat, wenn man oben auf den Hügeln steht. So jedenfalls wirkt es auf den ersten Blick. Wie erlebten Sie es?

Ähnlich. Appenzell Ausserrhoden hatte für mich als Jugendlicher schon etwas Verkrustetes und Enges. In meiner Jugendzeit gab es dort nur eine Partei – den Freisinn. Der SP wurde zwar gnädigerweise ein Sitz

im Regierungsrat überlassen, aber dafür wurde sie mit dem Militär- und Polizeidepartement abgestraft. Die Katholiken wurden weiterhin marginalisiert, auch wenn sie bereits einen Drittel der Bevölkerung ausmachten; ihre Aussicht auf ein öffentliches Amt war gleich null. Das war schon sehr eigen. Manchmal hat diese knorrige Eigenständigkeit aber auch schon fast etwas Anarchistisches. Die Landsgemeinde zum Beispiel war immer zu aussergewöhnlichen Entscheiden fähig.

Das wird Ihnen gefallen haben.

Ja, ich bin halt schon ein richtiger Appenzeller. Das realisiere ich je länger, desto mehr. Schon als Kind habe ich es geliebt, mit meinem Grossvater zusammen zu sein und mit ihm im Wald zu arbeiten. Er lebte in Heiden und führte dort die klassische Appenzeller-Existenz mit Heimarbeit und Bauern. Sein Webstuhl war ein Modell, das es schon um 1800 gab, und dank seinen vier, fünf Kühen und seinem Gemüse konnte er weitgehend autark leben. Nur den Strom musste er von aussen beziehen. Diese Einfachheit und diese Beständigkeit haben mir immer sehr gefallen. Darum habe ich in Heiden lange ein Häuschen gesucht und

jetzt endlich eines gefunden – ganz herzlich und ganz in der Nähe des Bauernhofs meines Grossvaters. In nächster Zeit werde ich häufiger dort sein – und mein Holz wie er selber fällen, versägen, «schitten» – wie früher.

Das klingt jetzt alles sehr positiv. Welche Schwierigkeiten gibt es denn im Umgang mit Appenzellern?

Ich musste Herrn Eymann vor der Anstellung darauf hinweisen, dass ich zwar ein sehr loyaler Typ sei, aber eben auch ein Appenzeller – nicht ganz einfach zu führen.

Wie sehr hat Sie das Protestantische geprägt?

Ich befürchte, ich habe sehr viel von dieser Milch getrunken, nur schon, was die Arbeitshaltung anbelangt. So etwas wie Ferien gabs für meinen Grossvater nicht. Und meine Grossmutter sagte mir immer wieder: «Tue recht und scheue niemanden!» Streng dich an! Und behalte deine Eigenständigkeit! Das war ihre Botschaft, eine sehr protestantische.

Als Gymnasiast in St. Gallen sollen Sie angeblich einmal vor einem Merian-Stich mit einer Stadtansicht von Basel gestanden sein und gesagt haben:

Hans Georg Signer (63) kam für sein Biologie-, Mathematik- und Physikstudium nach Basel. Nach 1976 unterrichtete er am Holbein-Gymnasium und während sieben Jahren parallel am Lehrerseminar als Didaktiklehrer. 1992 wurde er Rektor am Holbein-Gymnasium, 1997 Rektor am Gymnasium Leonhard, 2002 wechselte er ins Erziehungsdepartement. Politisch war Signer für die SP aktiv.



«Eine einfache Frage kann Blockaden lösen.» Hans Georg Signer glaubt an die Kraft von Intuition und Kreativität. FOTO: A. PREOBRAJENSKI

«Dött wett i häri!» Warum um Himmels willen Basel?

Heute würde ich vielleicht etwas weiter weg gehen – so wie das viele jungen Menschen tun. Damals war Basel schon etwas Besonderes, die meisten Studenten aus dem Appenzellerland gingen nach Zürich. Ich lernte Basel im Gym aus den Erzählungen meines Philosophielehrers kennen – und schätzen. Er war Basler und sprach viel von der Stadt, ihrer Geschichte und ihren grossen Denkern, Karl Barth, Friedrich Nietzsche und so weiter. Das hat mir gefallen. Und auch als Ostschweizer und Fan des SC Brühl heimelten mich schon damals die Fasnacht und der FC Basel an. Übrigens finde ich es auch heute noch faszinierend, wie sehr die Gefühlslage dieser Stadt von den Erfolgen des FCB abhängt. Das ist natürlich komplett irrational – aber wichtig für die Identitätsbildung. Etwa so wie die Landsgemeinde im Appenzellerland.

Ein spezieller Vergleich.

Tja, ich weiss, meine Liebe zur Landsgemeinde versteht man in Basel kaum. Bei uns in Ausserrhoden war es ja noch so, dass die Stimmen nicht gezählt, sondern geschätzt wurden. Im Zweifelsfall blieb man einfach beim Alten. Absolut undemokratisch!, werden die aufgeklärten Städter sagen. Und selbstverständlich hat die Landsgemeinde etwas Irrationales – wie jeder Anlass, bei dem es um Selbstvergewisserung geht. Die Basler haben dafür die Fasnacht und den FCB, und ich bekam Hünerhaut, wenn wir das Landsgemeindelied sangen. Ich halte es für einen elementaren Fehler, dass die Ausserrhödler die Landsgemeinde abgeschafft haben – aus Trotz, weil sie die Frauen nicht dabei haben wollten. Meiner Meinung nach hat die Moderne ganz generell das Problem, dass das Bedürfnis nach ethnischer, sozialer und kultureller Identität vernachlässigt wird. Und dass wir einen Grossteil unserer Lebensenergie in die ökonomische Selbsterhaltung, in materiellen Wohlstand, in Sicherheit investieren.

Das wird bei den Maori in Neuseeland anders sein, bei denen Ihr Sohn lebt.

Ich habe generell den Eindruck, dass sich die Menschen in Neuseeland um die Zukunft weniger Sorgen machen als wir Schweizer. Die Altersvorsorge ist höchst bescheiden, umgerechnet rund 800 Franken, aber das scheint zu reichen. Eine umso grössere Rolle spielen dafür die Rituale, speziell bei den Maori. Bei ihren Versammlungen kann jeder das Wort ergreifen, wobei er nicht etwa sagt, das und das ist mein Anliegen, nein, er besingt erst einmal die Schönheit der Landschaft und ruft dann seine Herkunft und Abstammung in Erinnerung. Wer bin ich, was bin ich, woher komm ich, das ist ihnen wichtig. Wenn mich mein Sohn in der Schweiz besucht, will er immer in unseren Heimatort, das appenzellische Stein. Ich fotografiere ihn dann vor dem Ortsschild und auf dem Friedhof, wo ich früher nie hingegangen wäre.

Versuchen auch Sie, sich diese Maori-Kultur zu eigen zu machen?

Um so richtig in sie einzutauchen, bin ich zu selten dort und vielleicht auch zu alt. Aber selbstverständlich fasziniert mich diese Erzählkultur, in der jeder bewusste Maori seine Familiengeschichte bis zurück zu ihren verschwommenen mythologischen Anfängen vor ein paar Hundert Jahren erzählen kann. Diese Kultur, in der es niemandem in den Sinn käme, eine Rede so wie bei uns möglichst perfekt vorzubereiten, gedrechselt von der ersten bis zur letzten Zeile; sie stehen lieber einfach hin und sagen, was sie zu sagen haben, mehr mit dem Herzen und weniger mit dem Verstand und ganz im Vertrauen auf die Magie des Augenblicks. So funktioniert dort das ganze Leben: spontaner. Und doch weiss in dem kleinen Dorf meines Sohnes jeder ganz genau, was er zu tun hat, wenn es drauf ankommt. Ich erlebte das bei einer Beerderung mit mehreren Hundert Gästen. Die Zelte wurden wie von Zauberhand aufgestellt und, zack, war auch das Essen da.

Ich empfand es immer als Privileg, in allen Bereichen der Bildung gearbeitet zu haben – ein Geschenk, das Basel mir, diesem komischen Ausländer, gemacht hat.

Sie haben in verschiedenen Ländern Schulen besucht. Welche Erkenntnisse haben Sie dabei gewonnen?

Es tat mir einfach gut zu sehen, dass man das, was für uns selbstverständlich ist, auch anders machen kann. In Neuseeland zum Beispiel funktioniert die Einschulung nicht nach dem Jahrgangsprinzip; die Kinder gehen dort in der Regel am Tag ihres fünften Geburtstages zum ersten Mal in die Schule. Ein Detail, klar, aber eines, das zeigt, dass die Vorstellung von Lernen dort sehr stark auf das einzelne Individuum ausgerichtet ist. Oder Schanghai: Dort sind die Klassen deutlich grösser und der Unterricht ist hoch technisiert.

Wo haben Sie Ihre ersten Erfahrungen mit anderen Schulen gemacht?

1991 in Riga, als die Sowjetunion gerade zusammengebrochen war und Russland in den neuen baltischen Staaten ähnlich vorgeht wie jetzt in der Ukraine: Es stellte Lieferungen ein und drehte den Gashahn ab. In der Schule, die das damalige Holbein-Gymnasium unterstützte, gab es nicht einmal Papier. Die ganze Schuljahresplanung musste mündlich gemacht werden, und das Wichtigste wurde auf eines der letzten Blätter notiert, das an der Schulhaustüre aufgehängt wurde. Ein Blatt! In der Schweiz holten wir ganze Wälder ab, damit wir genügend Papier für unsere Planung haben ...

Sie loben die Improvisation und sprechen von der Magie des Augenblicks, haben in den vergangenen Jahren aber eigentlich genau das Gegenteil gemacht: geplant, geplant und nochmals geplant.

Einspruch! Wir ziehen doch keine Planwirtschaft auf! Wir sind es uns einfach gewohnt, die Perfektion anzustreben, die einzelnen Prozesse immer noch mehr zu klären und auszudifferenzieren.

Und dabei geht die Spontaneität verloren?

Die Gefahr besteht, ja. Aber ich möchte jetzt nicht unser System schlechtreden und andere idealisieren. Fakt ist, dass unsere Lehrpersonen im Vergleich sehr gut ausgebildet und sehr gut vorbereitet sind. Das ist eine wichtige Qualität. Als Lehrer darf man sich von dieser Planung aber nicht aufreissen lassen, weil Bildung eine Augenblickskunst ist. Je nach Situation muss man alle Vorbereitungen weglegen, sich ganz auf den Moment einlassen und spüren, was das Kind braucht. Um eine Blockade zu lösen, reicht manchmal auch nur schon eine einfache Frage – aber es muss die richtige sein. Dafür braucht es sehr viel Intuition und Kreativität.

Warum dann all diese aufwendigen Reformen, wenn es am Schluss doch auf die Intuition und Kreativität des einzelnen Lehrers ankommt?

Das ist eben genau das Ziel der Reformen: Jede Lehrperson soll möglichst ideale Voraussetzungen haben, um möglichst gut auf die einzelnen Kinder und Jugendlichen eingehen zu können.

Politiker reden meistens über Geld. Haben Sie es in den vergangenen zwölf Jahren einmal bereut, nicht mehr Schule zu geben?

Ich habe gerne unterrichtet, will aber auch das nicht im Rückblick idealisieren. Der Unterricht kann enorm toll, aber auch sehr schwierig sein. Die vielleicht dankbarste all meiner Funktionen war jene des Rektors. Überhaupt empfand ich es immer als Privileg, in allen Bereichen der Bildung gearbeitet zu haben. Das ist ein Geschenk, das Basel mir, diesem komischen Ausländer, gemacht hat.

In welcher Rolle waren Sie am besten?

Ich bin wahrscheinlich schon am ehesten der Lehrer.

Wen haben Sie denn in Ihrer Zeit im Erziehungsdepartement belehrt?

Hier – niemanden. Wo denken Sie hin! Die SP hätte sich auch mal vorstellen können, Sie als Regierungsratskandidaten zu portieren. Sie wurden lieber Leiter Ressort Schulen – weil Sie in dieser Funktion sowieso mehr Einfluss hatten?

(Lacht.) Ein Regierungsrat hat garantiert einen ungleich grösseren Einfluss.

Sie lachen. Ihre Antwort ist also nicht ganz ernst gemeint?

Da haben Sie mein Lachen falsch interpretiert. Es war ein Auslachen – weil Sie so plumpe Fangfragen stellen. (Lacht noch lauter.)

Herr Eymann hat aber ganz offensichtlich sehr auf Sie gehört. In seiner fast schon huldvollen Verabschiedung im «Schulblatt» spricht er von «Verlassensängsten». Eine bemerkenswerte Aussage für einen Chef.

Wir haben eine sehr gute Arbeitssituation hier dank Herrn Eymann, der Menschen mag und jene Menschen, die in seinem Departement arbeiten, sehr ernst nimmt.

Was Ihnen einen grossen Handlungsspielraum gab.

Da bestehen viele falsche Vorstellungen. Bildungspolitik wird nicht von einem Machtzentrum aus gemacht, das einen totalen Zugriff bis auf die letzte Faser des Systems hat. Die Bildungspolitik «aus einer Hand» gibt es nicht. Bildungspolitik ist pluralistisch. Da gibt es viele Akteure, auch eher überraschende. Die heute viel diskutierte Integration zum Beispiel geht auf das Behindertengesetz von 2002 zurück, was damals noch niemand ganz begriffen hat. Erst im Laufe der Zeit wurde klar, welche Wirkung dieses neue Gesetz entfalten kann.

Auch kein gutes Zeichen für unsere Demokratie.

So würde ich das nicht sagen. Auch wenn die Konsequenzen 2002 noch nicht klar waren, wusste das Volk höchstwahrscheinlich, was es wollte: Menschen mit einer Behinderung in die Gesellschaft integrieren.

Die «Schweiz am Sonntag» hat einmal geschrieben, Ihre Kunst sei es, so zu tun, als liessen sich alle Gegensätze vereinen. Ist das Ihr Trick?

Gerade im Bereich der Bildung sehe ich auch Widersprüche, die man weder auflösen soll noch kann. Integration versus Selektion oder Individualisierung versus Gemeinschaftsbildung sind Beispiele für dialektische Ziele. Meiner Ansicht nach muss die Schule möglichst beides schaffen. Beide Pole sind der Schule zugewiesen, und es gelingt ihr ja auch, beides zusammenzudenken. Wenn Sie solche Überlegungen als mehr oder weniger erfolgreiches Lavieren taxieren möchten – bitte schön.

«Das Glück läge doch im Genuss der Gegenwart.»

Sie gehen jedenfalls im richtigen Moment: Die Reformen werden nun umgesetzt, und damit beginnen die Probleme.

Natürlich kann ich jetzt nicht behaupten, es laufe alles prima, das würden gerade die Lehrpersonen zu Recht als schamlose Schönfärberei qualifizieren. Ich kann aber mit gutem Gewissen sagen, dass wir auf gutem Weg sind in Basel. Wenn ich noch etwas jünger wäre, wäre ich ohne Weiteres und gerne noch geblieben.

Was haben Sie jetzt vor?

Ich beginne meine Pension als Grossvater: Mitte Juli werden mein Sohn, meine Schwiegertochter und mein Enkel in der Schweiz Ferien machen. Darauf freue ich mich extrem. Danach könnte ich mir vorstellen, bei «LiteraturBasel» noch etwas aktiver zu sein, wo ich ja schon seit längerem Präsident bin. Und vielleicht schreibe ich daneben auch noch.

Sie planen ein Buch?

Einen Roman wird es nicht geben – mehr möchte ich noch nicht verraten.

Aber über Ihr Spezialgebiet der Bildung gibt es doch schon mehr als genug Bücher?

Ja schon; aber eines fehlt immer ...

Verraten Sie uns wenigstens, welches Buch Sie gerade am Lesen sind?

Musil, «Der Mann ohne Eigenschaften», zum zweiten Mal. Grossartig!

Warum?

Mich fasziniert nur schon das Thema. Die Moderne, in der der Mensch sich so sehr auf die Zukunft ausrichtet, auf die technische Weiterentwicklung hinarbeitet, auf das zukünftige Glück, dass dabei die Gegenwart verblasst. Dabei läge das eigentliche Glück doch eigentlich im Genuss der Gegenwart. In der Magie des Moments, im Saft des Augenblicks. Das kann man von den Kindern lernen.

tageswoche.ch/+luqs3

x

ANZEIGE



Schnupper-Halbtax.

2 MONATE FÜR CHF 33.-

SBB CFF FFS

Erfahren Sie die Schweiz zum halben Preis.

Als Leserin oder Leser der TagesWoche profitieren Sie jetzt vom Schnupper-Halbtax. Überzeugen Sie sich während zwei Monaten von den Vorteilen des Halbtax-Abos. Kaufen Sie nach Ablauf Ihres Schnupper-Halbtax ohne Unterbruch ein 1-, 2- oder 3-Jahres-Halbtax oder ein Halbtax mit kostenloser Visa Karte, rechnen wir Ihnen die 33 Franken an.

Wer weniger bezahlt, hat mehr übrig.

Mit dem Halbtax reisen Sie zum halben Preis auf den Strecken der SBB, in vielen Bergbahnen, den meisten Privatbahnen, Trams und Bussen sowie in Postautos und auf vielen Schiffen. In der 1. und in der 2. Klasse. Bei Kurzstrecken, ermässigten Fahrkarten oder Kombi-Angeboten kann der Rabatt weniger als 50 Prozent betragen.

Sofort sparen beim Fahren.

Kaufen Sie nach zwei Monaten schnuppern ein Halbtax-Abo. Das zahlt sich sofort aus, wie das folgende Beispiel zeigt:

4 x Bern-Zürich retour ohne Halbtax	CHF	392.-
4 x Bern-Zürich retour mit Halbtax	CHF	196.-
<hr/>		
Kosten Halbtax mit Visa Karte	CHF	150.-
<hr/>		
Sie sparen	CHF	46.-

Gutschein.

Einlösbar für ein Schnupper-Halbtax für 2 Monate zum Preis von 33 Franken. Lösen Sie diesen Gutschein vom 13. Juni bis 14. Juli 2014 an einer Verkaufsstelle des Öffentlichen Verkehrs ein. Innerhalb dieser Zeit können Sie den ersten Gültigkeitstag frei wählen.

Artikelnummer: 8272 Ordercode: TW14



70 Jahre Tropeninstitut: Wie es das kleine Basler Institut zu weltweiter Bedeutung brachte.

Barfüssige Doktoren und Erdferkel

Wer in tropische Gegenden reisen will oder nicht weiss, was der merkwürdige Ausschlag soll, der sich seit der Afrikareise hartnäckig hält, der kommt nicht daran vorbei: am Swiss TPH, besser bekannt als Tropeninstitut. Für die meisten Menschen in Basel und Umgebung ist das Tropeninstitut die erste Anlaufstelle für reisemedizinische Beratung – es berät, versorgt und informiert jährlich rund 10 000 Reisende. Wie es entstand und was seine globale Position heute ausmacht, ist jedoch den wenigsten bekannt.

Die Geschichte von Tropeninstituten geht weit ins 19. Jahrhundert zurück, als die Kolonialmächte ihre Soldaten gesund halten wollten und medizinische Institute in den Kolonien gründeten, die dafür sorgten, dass die Besatzung keinen Tropenkrankheiten zum Opfer fiel.

Die Schweiz war als Land ohne Kolonien zu dieser Zeit grösstenteils unbeteiligt,

Rudolf Geigy beim Füttern von Tsetse-Fliegen mit dem sogenannten «Meerschweinchen-Sandwich».

FOTO: TROPENINSTITUT



bis im Zweiten Weltkrieg die Angst vor drohender Arbeitslosigkeit die Regierung dazu veranlasste, sich auf einen Wirtschaftszweig zu konzentrieren, der auch während des Kriegs blühte: die Naturwissenschaften.

Die Universitäten wurden dazu angehalten, konkrete Vorschläge einzureichen, die den Export stärkten und Arbeitsplätze schufen. Die Universität Basel bewarb sich mit der Idee eines Tropeninstituts – man wollte in die Tropen Reisende beraten, Arbeitsplätze schaffen, die Auswanderung von jungen Berufsleuten fördern und mit deren Übersee-Präsenz neue Märkte erschliessen.

Das Konzept ging auf: 1943 nahm der Grosse Rat den Vorschlag an, und im Mai 1944 öffnete das Schweizerische Tropeninstitut, kurz STI, seine Tore.

Feldforschung direkt an der Front

Zentraler Teil des Programms für die Mitarbeitenden war der allgemeine Tropenkurs: Hier lernten die Naturwissenschaftler nicht nur die Pflanzenwelt der Tropen kennen, sondern vertieften sich auch in ethnologische Themen wie religiöse Riten und Kartenlesen und bekamen Kurse in den afrikanischen Sprachen Suaheli und Haussa.

Der Mann hinter dem Tropeninstitut war Rudolf Geigy, Tropenmediziner und Spross der gleichnamigen Basler Industriefamilie. Geigy war fasziniert von tropischen Insekten und setzte sich für eine Verbindung von Feld- und Laborarbeit ein. Die Forschungsergebnisse von Schlafkrankheit- oder Malaria-Studien sollten stets auch einen direkten Nutzen für die lokale Bevölkerung haben.

Im allgemeinen Tropenkurs lernten die Wissenschaftler Pflanzen, religiöse Riten und afrikanische Sprachen kennen.

Also errichtete Geigy während der afrikanischen Dekolonisierung in den 1950er-Jahren Forschungslaboratorien «direkt an der Front», wie Geigy in einem Radiointerview 1964 betonte: an der Elfenbeinküste und in Tanganjika, das heutigen Tansania, da wo alle Quälgeister der Tropen direkt vor Ort seien. Da erforschte Geigy zusammen mit seinem Studenten Thierry Freyvogel Krankheitserreger und Parasiten und suchte nach Behandlungsmöglichkeiten der grassierenden Malaria.

Dabei blieb man stets in Kontakt mit der Uni, bildete mit Schweizer Personal sogenannte «Barfussdoktoren», aus, die im Busch praktizierten, und bereitete 1949 dem Basler Zolli ein sensationelles Ge-

schenk: Geigy vermachte dem Zoo ein Erdferkel, das er zuvor mühsam aus einem Termitenhügel rausgescheucht hatte. Mit Forschung hatte diese Aktion ziemlich wenig zu tun, aber marketingtechnisch war sie von grossem Nutzen: Eine breite Öffentlichkeit wurde auf das Feldlabor in Tansania aufmerksam. Und das Ferkel? Es lebte zwei Jahre lang im Zolli und bescherte ihm schöne Besucherzahlen – kein anderer Zoo in der Schweiz hatte damals ein Erdferkel vorzuweisen.

Heute geht es nicht mehr nur um tropische Krankheiten, es werden auch Fettleibigkeit und Diabetes erforscht.

Geigy folgten drei weitere Institutsvorsteher. 1972 übernahm Geigys Assistent Thierry Freyvogel das Amt, nach ihm folgten der Immunologe Antoine Degrémont und danach Marcel Tanner, der bis heute das Swiss TPH leitet. Tanner ist wie seinen Vorgängern besonders die Zusammenarbeit und der Austausch mit der lokalen Bevölkerung ein Anliegen.

Dies steht trotz der weitreichenden Veränderungen, die das Tropeninstitut in den vergangenen Jahren erlebt hat – Zusammenarbeit mit verschiedenen Wissenschaftszweigen, ausgebaute Abteilungen und Aufbau von Studiengängen in Afrika und Europa – immer noch an erster Stelle.

Das Prinzip geht auf. Was als zwei kleine Feldlabors mit 20 Mitarbeitern begann, ist heute ein Weltunternehmen. 700 Mitarbeiter aus 70 Nationen zählt das Tropeninstitut, es ist stark mit Hochschulen der ganzen Welt vernetzt und erzielt einen Jahresumsatz von 72 Millionen Franken. Dabei tragen Bund und Kanton Basel-Stadt um die 17 Prozent der Mittel bei. Die restlichen Beträge erwirtschaftet das Institut aus Drittmitteln, unter anderem der Bill & Melinda Gates Foundation.

Heute geht es ausserdem nicht mehr nur um tropische Krankheiten – immer mehr werden in Basel auch die Gesundheitsprobleme unserer Breitengrade erforscht wie Diabetes oder Fettleibigkeit. Und auch geografisch befindet sich das Tropeninstitut im Wandel: Das Institut, das momentan aus allen Nähten platzt, will so bald wie möglich ins Familiengarten-Areal Bachgraben in Allschwil ziehen, ins Umfeld verschiedener Life-Sciences-Unternehmen wie Actelion.

Institutsvorsteher Marcel Tanner wird den Auszug wohl nicht mehr als Direktor miterleben; er wird nächstes Jahr pensioniert – wer sein Nachfolge antritt, klärt sich im Herbst dieses Jahres.

tageswoche.ch/+517jx ×



Ivo Bachmann.

FOTO: CHRISTIAN ROTH

Neue Medien Basel AG

Ivo Bachmann verlässt die TagesWoche

von Andreas Miescher und Thomas Gelzer

Mit dieser Ausgabe verabschieden wir unser Verwaltungsratsmitglied Ivo Bachmann. Mit seiner Firmabachmann medien ag initiierte und koordinierte Ivo Bachmann die Konzeptphase der TagesWoche, erarbeitete den Businessplan und war auch massgeblich an der Bestellung des Redaktionsteams beteiligt.

Von der Gründung der Neue Medien Basel AG, welche die TagesWoche herausgibt, im April 2011 bis Ende 2012 begleitete Ivo Bachmann die Startphase der TagesWoche als Präsident des Verwaltungsrats. Danach stellte er sein Wissen und seine Kompetenz im Medienbereich als Verwaltungsratsmitglied zur Verfügung.

Wir danken Ivo Bachmann für die geleistete Arbeit und seinen grossen Einsatz und wünschen ihm auf seinem weiteren Weg nur das Beste.

tageswoche.ch/+62nsw ×

Andreas Miescher ist Präsident der Stiftung für Medienvielfalt, Thomas Gelzer ist Verwaltungsratspräsident der Neuen Medien Basel AG, welche die TagesWoche herausgibt.

Basel-Stadt und Region

Basel

Aebi-Laubscher, Adelheid, geb. 1924, von Heimiswil BE (Hammerstrasse 88). Trauerfeier im engsten Kreis.

Barrientos, Pedro Ramon, geb. 1958, aus Spanien (Grienstrasse 30). Wurde bestattet.

Dexheimer-Bär, Friedrich Ernst, geb. 1935, von Walkringen BE (Redingstrasse 12). Wurde bestattet.

Dienger-Moulet, Marianne, geb. 1952, von Basel BS (Riehenstrasse 125). Trauerfeier im engsten Kreis.

Eichenberger-Muriel, Antonia, geb. 1927, von Beinwil am See AG (Falkensteinerstrasse 30). Trauerfeier Donnerstag, 17. Juli, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Flepp-Günder, Rieta Maria, geb. 1928, von Medel (Lucmagn) GR (Welschmattstrasse 47). Trauerfeier Freitag, 27. Juni, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gigon-Aschbacher, Renée, geb. 1928, von Basel BS (Lehenmattstrasse 106). Trauerfeier im engsten Kreis.

Girard, Aline Lidia, geb. 2009, von Basel BS und Savagnier NE (Sierenzerstrasse 42). Wurde bestattet.

Högerle, Sonja Denise, geb. 1931, von Basel BS (Wanderstrasse 79). Wurde bestattet.

Hubert-Bürgin, Ernst, geb. 1940, von Basel BS (Im Burgfelderhof 30). Trauerfeier Dienstag, 1. Juli, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hüttenmoser-Bürki, Ruth, geb. 1925, von Rorschacherberg SG (Mühlhauserstrasse 35). Wurde bestattet.

Jaeger, Christoph Friedrich, geb. 1935, von Basel BS (Holeestrasse 110). Trauerfeier Freitag, 11. Juli, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Laszlo-Somosi, Katalin, geb. 1928, von Münchenstein BL (St. Alban-Anlage 59). Trauerfeier im engsten Kreis.

Ohnemus Puschnig, Sylvia Pia, geb. 1961, von Riehen BS (Therwilerstrasse 38). Trauerfeier im engsten Kreis.

Pfister, Marianne, geb. 1940, von Aeschi bei Spiez BE (Neuhausstrasse 7). Trauerfeier im engsten Kreis.

Raub-Bär, Karl, geb. 1934, von Basel BS (Karl Jaspers-Allee 40). Trauerfeier Freitag, 27. Juni, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Renz, Agnes, geb. 1926, von Basel BS (Mittlere

Strasse 15). Wurde bestattet.

Saurer-Jakob, Fritz Friedrich Walter, geb. 1922, von Sigriswil BE (Gärtnerstrasse 83). Wurde bestattet.

Schöni, Hans, geb. 1935, von Basel BS (Landskronstrasse 58). Trauerfeier Mittwoch 2. Juli, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Stebler-Siegwardt, Doris Anna, geb. 1935, von Busswil bei Büren BE (Redingstrasse 223). Trauerfeier im engsten Kreis.

Stöckli-Skolik, Kristina, geb. 1954, von Basel BS und Neuchâtel NE (Burgfelderstrasse 223). Wurde bestattet.

Thomet-Hausammann, Marthe Pauline, geb. 1922, von Wohlen bei Bern BE (Prattelerstrasse 3). Trauerfeier Montag, 30. Juni, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Wenger-De Bona, Emma, geb. 1925, von Gurzelen BE (Marchalkenstrasse 123). Trauerfeier im engsten Kreis.

Riehen
Haag, Peter Franz, geb. 1934, von Riehen BS (Bosenhaldenweg 24). Trauerfeier im engsten Kreis.

Meier-Friedli, Jeanine Georgette, geb.

1929, von Ruswil LU (Rauracherstrasse 33). Trauerfeier im engsten Kreis.

Allschwil

Bosshard-Heierli, Traugott, geb. 1912, von Basel BS und Hittnau ZH (Feldstrasse 49). Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Danzeisen-Simon, Lucie Madleine, geb. 1922, von Basel BS (Muesmattweg 33). Abschied im engsten Familienkreis.

Arlesheim

Hofmeier-Blum, Miry Flora, gen. Myriam, geb. 1922, von Gempen SO (Bromhübelweg 15). Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Lüthi, Franz Xaver, geb. 1925, von Derendingen SO (Brachmattstrasse 4c). Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Birsfelden

Arpagaus-Breu, Alberta (Tina), geb. 1930, von Ilanz Glion GR (Sonnenbergstrasse 13). Wurde bestattet.

Dettwiler-Häner, Erna, geb. 1929, von Langenbruck BL (Hardstrasse 71). Abdankung im engsten Familienkreis.

Rünzi-Rohr, Waltraud, geb. 1939, aus Deutschland (Fasanenstrasse 7). Wurde bestattet.

Frenkendorf

Egloff, Ruth, geb. 1925, von Tüffelen BE (Eben-Ezerweg 50). Beisetzung im engsten Familienkreis.

Keigel-Inniger, Ruth, geb. 1933, von Füllinsdorf BL und Adelsboden BE (Quellenweg 12). Abdankungsfeier Freitag, 27. Juni, 14.30 Uhr, ref. Kirche Füllinsdorf.

Lausen

Jenzer, Hans, geb. 1923, von Thunstetten BE (Unterdorfstrasse 44). Bestattung im engsten Familienkreis.

Münchenstein

Hodel, Philipp Rudolf, geb. 1979, von Römervil LU und Münchenstein BL (Oberwiler-

strasse 6). Wurde bestattet.

Pflugi-Stebler, Marie, geb. 1916, von Himmelried SO (Pumpwerkstrasse 3). Wurde bestattet.

Muttenz

Bieri, Marie Anna, geb. 1933, von Hauenstein-Ifenthal SO (Hardstrasse 71, AZ Hard, Birsfelden). Urnenbeisetzung und Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Bösiger-Jenni, Anna, geb. 1919, von Mautens BL und Langenthal BE (Reichensteinerstrasse 55, APH Käppeli). Urnenbeisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Marending-Nydegger, Johann Ulrich, gen. Hans, geb. 1925, von Dürrenroth BE (Tramstrasse 83, APH Zum Park). Wurde bestattet.

Scheidegger-Johansson, Gun Ann-Britt Lilian, geb. 1932, von Burgdorf BE (Aufenthalt im APH Eben Ezer, Frenkendorf). Wurde bestattet.

Stalder-Dold, Lilly Lina, geb. 1931, von Malters LU (Pfaffenmattweg 67). Urnenbeisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Pratteln

Puppato-Gremper, Mario Bruno, geb. 1942, von Pratteln BL und Zürich ZH (Hauptstrasse 50). Abdankung Mittwoch, 2. Juli, 13 Uhr. Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungshalle.

Reinach

Cavanak, Miriam, geb. 1954, von Basel BS (Ringstrasse 12). Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Suhr-Wegmann, René, geb. 1928, von Basel BS (Klusweg 62). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Freitag, 27. Juni, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Rodersdorf

Haizmann, Erwin Karl, geb. 1934, von Basel BS. Urnenbeisetzung Montag, 30. Juni,

14 Uhr, Friedhof Rodersdorf.

Röschenz

Ackermann-Altermatt, Alice, geb. 1928, von Meltingen SO (In der Eich 5). Trauer-gottesdienst Freitag, 27. Juni, 14.15 Uhr, röm. kath. Kirche St. Anna, Röschenz, anschliessend Urnenbeisetzung.

Tages
WocheAnnahmestelle
Todesanzeigen und
Danksagungen

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30–12 Uhr und von 13–17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch



Fütterte einst Mücken mit dem eigenen Blut: Thierry Freyvogel. FOTO: LIVIO M. STOECKLI

Tropeninstitut

Thierry Freyvogel war der zweite Direktor des Basler Tropeninstituts. Und ein Forscher mit Leib und Seele.

«Was bleibt, ist das Staunen»

von Simon Jäggi

Wenn der 85-Jährige mit Erzählen beginnt, erwacht die afrikanische Savanne. Elefanten trampeln durch den Raum, Tsetse-Fliegen schwirren in der Luft, und Thierry Freyvogel steckt kopfüber in Erdlöchern und stöbert Warzenschweine auf. Wer Freyvogel beim Erzählen zuhört, unterbricht ihn ungern.

Wir treffen Freyvogel, der in Arisdorf lebt, in seiner einfach eingerichteten Zweitwohnung am Basler Schützengraben. Als Kind flüchtete er bei Beginn des Zweiten Weltkriegs mit den Eltern von Paris nach Basel. Später lebte er längere Zeit in Afrika. Heute hat er ein beschaulicheres Leben, hackt Holz, rupft Unkraut, ist Mitglied in einer Zunft und trinkt gerne guten Wein.

«Ist Ihnen klar, dass ich ein alter Mann bin?» Sechzig Jahre sind vergangen, seit sich

in Basel ein Doktorand auf den Weg zum Jungfrauoch machte, im Gepäck ein Käfig mit malariainfizierten Hühnern. Freyvogel wollte herausfinden, ob die Krankheit in der Höhe wie erwartet glimpflicher verläuft. Doch die Tiere starben rascher in den Bergen als jene in der Unterdruckkammer in Basel. Zum Dokortitel reichte es Freyvogel allemal.

Im selben Jahr begleitete er Rudolf Geigy, den Gründer des Schweizer Tropeninstituts, auf einer Forschungsreise durch Ostafrika. «Bei einem Abendessen eröffnete mir Geigy, er wolle im tansanischen Ort Ifakara ein Feldlabor einrichten. Ich solle mich darum kümmern.»

Übersetzt klingt Ifakara wenig verlockend: Es bedeutet «Ort zum Sterben», wegen der vielen Tropenkrankheiten. Der 25-jährige Freyvogel liess sich davon nicht

abhalten und machte sich wenig später auf ins Kilombero-Tal nach Ifakara.

Mit einfachen Mitteln und der Hilfe von Einheimischen erfüllte er dort innert drei Jahren seinen Auftrag. Das Tropeninstitut nutzte von da an das Labor zur Erforschung von Krankheiten und als Ausbildungsstätte für Mitarbeiter und die lokale Bevölkerung. Immer wieder kehrte Freyvogel in das tansanische Tiefland zurück. «Jedes Mal, wenn ich von dort zurückkam, wusste ich wieder, weshalb wir diese Arbeit machten: Sie leistet einen konkreten Beitrag zur Lebensqualität der Menschen in ärmeren Ländern.»

An den Grenzen der Wissenschaft

Freyvogel unterrichtete in Ifakara die Studenten und fütterte Mücken zu Forschungszwecken mit seinem Blut. In dieser Zeit erlebte er die Folgen einer schweren Malaria am eigenen Leib. Auch den Biss einer Puffotter überstand er glimpflich. «Ich wusste, wovon ich sprach, als ich später in Basel Gifttierkunde und Parasitologie unterrichtete.» Einige Jahre später machte ihn Rudolf Geigy zum Leiter der Abteilung Biologie und 1972 zu seinem Nachfolger als Direktor des Tropeninstituts.

Als Direktor setzte sich Freyvogel für die internationale Forschungszusammenarbeit ein und übergab das Schulungszentrum an den tansanischen Staat. Seither veränderte sich nicht nur der Name des Instituts, das heute Swiss Tropical and Public Health Institut (TPH) heisst. Das Jahresbudget ist von der zu Zeiten Freyvogels knappen Million auf 70 Millionen angestiegen, die Mitarbeiterzahl hat sich vervielfacht. Und das Feldlabor zählt zu den wichtigsten Gesundheitsinstitutionen Afrikas.

Freyvogel verfolgt die Entwicklungen des TPH aus der Distanz. Neue Forschungsberichte liest er keine, «da komme ich nicht mehr mit, das hat sich so rasch entwickelt». Die Dokumente seines bewegten Lebens hat er kürzlich im Staatsarchiv abgegeben. «Ich habe meine Vergangenheit abgehängt.»

Geblieben ist seine Faszination für die Biologie. Detailliert beschreibt Freyvogel, wie der Malaria-Erreger einen Weg aus dem Mückendarm findet und eine Zyste bildet. Wie die Sichelzellen in die Speicheldrüse des Moskitos gelangen und dort darauf warten, dass dieser zusticht. «Das ist ein fantastisches Prozedere. Wie wissen diese Parasiten, dass sie vom Magen in die Speicheldrüsen müssen?» Hier stossen die naturwissenschaftlichen Erklärungen für Freyvogel an ihre Grenzen, diese Fragen führen für ihn zur Philosophie und Religion. «Das Staunen ist etwas vom Wertvollsten, das wir als Naturwissenschaftler vermitteln können. Die Studierenden sollen merken: Da ist ja etwas Wahnsinniges los, Unvorstellbares.»

Hinter seinem Rücken stehen im Regal Bücher von Jaspers, Barth und Rousseau. Evolution, Philosophie, Religion – für den gläubigen Freyvogel ist das kein Gegensatz: «Ich habe da keine Schwierigkeiten. Man muss diesen Fragen nur mit der nötigen Offenheit begegnen.»

tageswoche.ch/+wpr8v

×

Wir müssen uns entscheiden: Wollen wir in einem isolationistischen oder in einem offenen Land leben?

Schicksalsjahre der Schweiz

Vergangenen Freitag sind zwei gewichtige Erklärungen zum weiteren Vorgehen in der Gestaltung des Verhältnisses der Schweiz zur EU abgegeben worden. Die eine kam – im Namen des einstimmigen Bundesratskollegiums – von Justizministerin Simonetta Sommaruga, die andere von ihrem Vorgänger Christoph Blocher, angeblich im Namen des Volkes. Die eine kam aus dem zentralen Bern, die andere aus dem abgelegenen Wägital (SZ).

Es sind Botschaften, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Während die Landesregierung zuvor 25 Verbände und Organisationen angehört und 50 verschiedene Modelle geprüft hatte, war dem SVP-Patriarchen im Voraus und schon immer alles klar: Es drohe der schleichende EU-Beitritt, die Missachtung des Volkswillens bedeute Diktatur. In stiller Anerkennung berichtete die «Basler Zeitung», das seien Sätze «wie eine Streuwaffe» gegen Bundes-

Die Schweiz muss ihre Rolle in Europa reflektieren: Fahنشwinger am Ufer des Sarnersees.

FOTO: KEYSTONE



rat, Parlament, Bundesgericht und Wissenschaft gewesen.

Blochers Basler Blatt glänzte bei diesem Bericht mit sprachlichem Widersinn, wenn es titelte «Alle für einen, einer gegen alle». Zu den einen «Allen» gehören die Blocher-Anhänger, zu den anderen die Gegner der Blocher-Ideologie. Unbewusst schwang da die alte Winkelried-Parole mit, die eigentlich lautete: «Einer für alle, alle für einen.» Der tiefe Unterschied liegt aber darin, dass der historische Held bei seinem Opfergang umkam, der Held von Wägital aber nach seinem Erfolg gegen den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) 1992 erneut sein Lebensgefühl steigern will.

Wesentlich ziviler erklärte Sommaruga, dass die Landesregierung die Initiative gegen Masseneinwanderung wortgetreu umsetzen und sich strikt an die neuen Verfassungsartikel (Art. 121a und Art. 197) halten werde. Das heisst: ab Februar 2017 (also nach den vorgeschriebenen drei Jahren seit Annahme der Initiative) mit Kontingenten, jährlichen Höchstzahlen und Inländervorrang auf dem Arbeitsmarkt. Dass der Bundesrat den Familiennachzug nicht einschränken will, ist ebenfalls im Einklang mit der angenommenen Masseneinwanderungsinitiative, da diese dazu nur eine «Kann»-Formulierung enthält.

Der Bundesrat will nun versuchen, eine Umsetzung mit diesen Eckwerten in Brüssel vorzutragen und durchzubringen. Dazu soll noch vor den Sommerferien ein Verhandlungswunsch angemeldet und bis zum Herbst ein Verhandlungsmandat ausgearbeitet werden. Das Umsetzungsgesetz zur Initiative dagegen soll erst gegen Jahresende entworfen und in die Vernehmlassung geschickt werden.

Bundesbern hat so oder so Schuld

In dieser Reihenfolge haben die Initianten nun sogleich Verrat gewittert, weil man doch nicht mit der EU verhandeln könne, solange die Lösung im Inland noch nicht stehe. Vorweggenommene Konsultationen könnten aber durchaus die Funktion haben, dass man feststellen kann, wie weit (oder um wie viel man zu weit) gehen kann, ohne auf der Gegenseite auf totale Ablehnung zu stossen.

Als selbstschädigend wurde zudem beanstandet, dass Sommaruga die Verhandlungen mit der EU vorweg als schwierig eingestuft habe. Die SVP unterstellt dem Bundesrat, dass er mit diesem Vorgehen bewusst ein Nein aus Brüssel provoziere, um dann zu der an sich noch immer geltenden Personenfreizügigkeit «zurückkehren» zu können. Alles sei mit Brüssel abgesprochen, glaubte SVP-Generalsekretär Martin Baltisser bereits Anfang Mai zu wissen. Und Blocher giftelt aus dem Wägital: «Die Politiker in Bern sagen nicht, was sie denken. Und sie denken nicht, was sie sagen.» Ist mit einem solchen Gegenüber eine Verständigung möglich?

Wenn das Unmögliche, nämlich die Verletzung der Personenfreizügigkeit und

dennoch die Rettung der restlichen Bilateralen mit dem freien Marktzutritt, sich als nicht möglich erweisen sollte, ist von vornherein klar, dass nicht diejenigen, die dies gefordert haben, für das Scheitern verantwortlich sind, sondern die Leute von Bundesbern, die eben schlecht verhandelt haben. So einfach ist das.

Die Forderung nach einem Gesetz ohne jedes vorgängige Ventilieren in Brüssel ist typisch für die Haltung der egomanen Schweiz-Verteidiger. Sie meinen, ihren Standpunkt ohne Kenntnisnahme des realen Umfeldes durchsetzen zu können. Zugleich ist es ihnen aber nicht recht, wenn dieser Standpunkt beim Wort genommen wird, weil sich dann ja zeigen könnte, dass er eben unrealistisch ist.

Diese Art von Politik will keine Lösungen, sondern permanenten Streit und die Stärkung der eigenen Anhängerschaft.

Darum wünschen sie nach ihrem Triumph an der Urne jetzt bloss eine «flexible» Umsetzung und beschuldigen die Institutionen, wenn sich zeigen wird, dass das ursprüngliche Begehren nicht umgesetzt werden kann. Den ewigen Verächtlichmachern kann man es nie recht machen: Ist man konsequent, dann kommt der Vorwurf, den Volkswillen zu ernst zu nehmen; ist man flexibel, dann kommt der Vorwurf, den Volkswillen zu wenig ernst zu nehmen. Diese Art von Politik will gar keine Lösungen, sondern bloss permanenten Streit und die Stärkung der eigenen Anhängerschaft. Wirkung und Macht als Selbstzweck.

Bundespräsident und Aussenminister Didier Burkhalter hat schon im Mai angekündigt, dass es wohl 2016 eine Volksabstimmung zur Bestätigung der jetzt in Frage gestellten Bilateralen geben werde. Im Falle eines positiven Ausgangs hätte dies zur Konsequenz, dass der Schweiz die Umsetzung des Entscheids vom 9. Februar erspart bliebe. Bis dann wird freilich noch vieles geschehen. Zunächst müsste Brüssel zu den vorgesehenen Einwanderungsbeschränkungen Stellung nehmen. Sofern es überhaupt ein Eintreten gäbe und Modifikationen vorgeworfen würden, müssten das Europäische Parlament und 28 nationale Parlamente mit der Vertragsänderung einverstanden sein. Das ist unwahrscheinlich.

Kommt hinzu, dass die EU mit ihrem neu gebildeten Parlament, ihrer noch nicht gebildeten Kommission, dem Ukraine-Konflikt, den Problemen in der Türkei und den Kriegen in Syrien und Irak andere Sorgen und Prioritäten hat. Die Schweiz wird warten müssen. Von Unternehmerseite wird aber bereits darauf hingewiesen, dass

diese Ungewissheit für die Wirtschaft schädlich sei.

Es gibt aber auch eine breitere politische Ungewissheit. Die kleine, in hohem Mass mit der Aussenwelt verflochtene Schweiz ist darauf angewiesen, möglichst ruhige, dauerhafte und verstetigte Beziehungen zur EU der 28 zu haben. Die beste Lösung wäre sicher eine EU-Mitgliedschaft. Wenn diese aber nicht möglich ist, dann als zweitbeste Lösung eben ein solider und das heisst mit einem Rahmenabkommen versehener Bilateralismus. Zurzeit ist aber auch diese Lösung wegen den Anti-EU-Rhetorikern der SVP und der Vogel-Strauss-Haltung eines Teils des Stimmvolks gefährdet.

Im Herbst 2015 wird es nationale Wahlen geben, und diese werden ein nationaler Test für die verschiedenen Lager sein. Solche Wahlen, die ja Bestellungen der Eidgenössischen Räte sind, werden in der Schweiz nur halbwegs ernst genommen, weil man mit dem Mittel von Referendum und Initiative immer noch die Möglichkeit hat, im Bedarfsfall sein eigenes Wähler-votum zu korrigieren. Das dürfte 2015 nun leicht anders sein.

Verteidigungs- und Rückzugsreflexe

2015 werden übrigens noch drei historische Gedenkmomente anstehen: zur Schlacht von Morgarten (1315), zur Schlacht von Marignano (1515) und zum Ende der Schlachten des Zweiten Weltkriegs (1945). Die ersten beiden Gedenken werden sicher zur Mobilisierung von Verteidigungs- und Rückzugsreflexen genutzt werden. Das Gedenken zum Ende des Krieges in Europa könnte dabei untergehen.

1995 war selbst in der Schweiz ein gewisses Bewusstsein vorhanden, was der Kriegsausgang von 1945 auch für unser Land bedeutete; 2005 blieb davon wenig übrig. Und 2015? Nationalrätin Jacqueline Fehr (SP/ZH) hat den diesjährigen 8. Mai, den Tag des Kriegsendes, zum Anlass genommen, um die Erwartung zu lancieren, dass sich der Bundesrat im kommenden Jahr im Verbund mit Europa an Gedenk- und Dankesfeiern beteilige. Diese würdigen die Kräfte, «welche damals und seither zum europäischen Friedenswerk beigetragen haben, indem sie Institutionen aufbauten, welche neue Kriege unmöglich machen sollen».

Die nationalen Wahlen vom Herbst 2015 bieten all jenen, die erschrocken sind über die wahrscheinlichen Konsequenzen der Abschottungsinitiative, die Gelegenheit zu erklären, welche Schweiz sie denn haben wollen. Blocher und seine Anhänger haben das begriffen. Haben es alle anderen ebenfalls gemerkt?

Die Schweiz steht am Anfang ihrer zwei wichtigsten Jahre ihrer Geschichte – seit 1992. Wir werden uns für eine zurückgewandte isolationistische oder eine zukunftsorientierte moderne Schweiz entscheiden müssen.

tageswoche.ch/+2feis

×

1934 wurde die Europa-Union gegründet. Bis heute kämpfen ihre Nachfolger für die Demokratisierung der Macht.

Mehr Europa heisst mehr Freiheit

von Martin Bertschinger

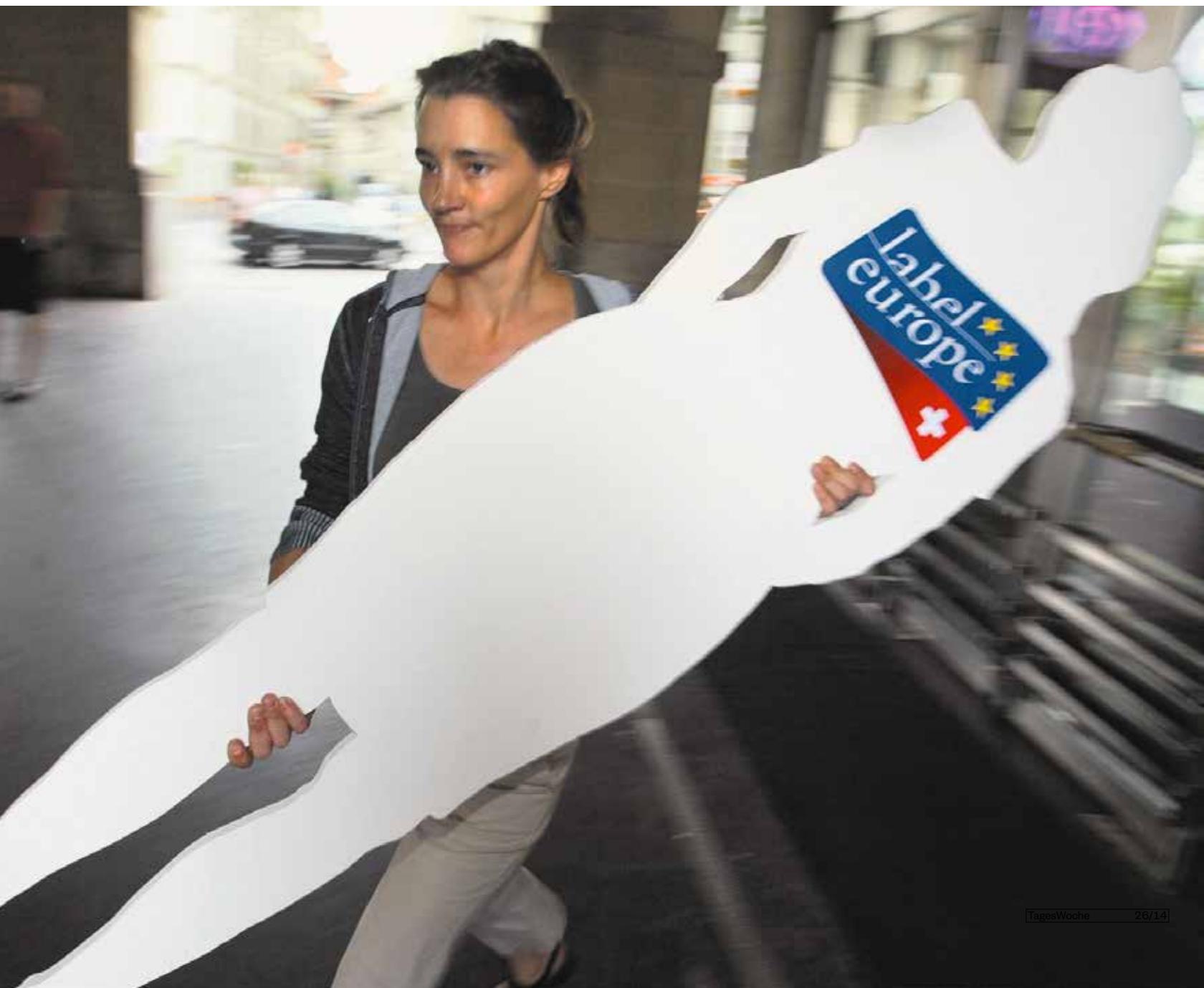
Die heute als «Euro-Turbos» bergwöhnten Europa-Bewegten hatten es noch nie leicht, Anhänger für ihr abstrakt anmutendes Anliegen zu finden: die Universalisierung von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten über die Landesgrenzen hinweg.

Vor 80 Jahren, am 24. Juni 1934, wurde im Basler Kino Capitol die Europa-Union, die Schweizerische Bewegung für die Einigung Europas (EUS), gegründet. Sie ist Vorgängerorganisation der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs), die sich heute für eine EU-Mitgliedschaft der Eidgenossenschaft einsetzt.

Die EUS, deren führende Mitglieder noch bis 1952 von der Bundesanwaltschaft überwacht wurden, setzte sich die Gründung der Vereinigten Staaten Europas nach dem Vorbild der Schweiz zum Ziel, engagierte sich in der Nachkriegszeit aber auch für eine Mitgliedschaft der Schweiz

Wie soll sich die Schweiz in Europa positionieren? Für die «Euro-Turbos» ist klar: mittendrin statt aussen vor.

FOTO: KEYSTONE



im Europarat und in der UNO – die EU gab es seinerzeit ja noch nicht. Sie war einem föderalistischen Europa von unten verpflichtet – ganz im Gegensatz zu den gross-europäischen Träumen von der anderen Rheinseite um das Gründungsjahr 1934.

Von oben oder von unten?

In ihrem ersten Programm forderte die Europa-Union die Schaffung einer europäischen Bundesverfassung mit einem Bundesparlament, einem Bundesgericht und gewählten Bundesräten. «Es war eine Mischung aus Sendungsbewusstsein und geistiger Landesverteidigung, welche charakteristisch für den Europagedanken der Schweizer Bewegung in den 1930er-Jahren war und in der gleichzeitigen Erhebung der Schweiz zum Vorbild und Sonderfall europäischer Staaten mündete», schrieb Thomas Brückner, der die Geschichte der Europabewegung in der Schweiz erforschte. Die Propagierung der Schweiz als Vorbild für ein geeintes Europa diente wohl immer auch einer Festigung der Willensnation gegen innen.

Richtungskämpfe innerhalb der länderübergreifenden Europa-Bewegungen prägten die Zwischenkriegszeit im letzten Jahrhundert. Die «Institutionalisten» wollten ein Europa «von oben nach unten» aufbauen, die «Konstitutionalisten» propagierten ein Europa «von unten nach oben».

Zwar scheiterten alle bisherigen Versuche, Europa gewaltsam zu einigen – zu denken wäre etwa an Napoleon und dessen Bedeutung für das Bewusstsein eines gemeinsamen geschichtlichen, kulturellen und juristischen Erbes.

Doch auch die «Konstitutionalisten» beziehungsweise «Föderalisten» – und mit ihnen die 1934 gegründete EUS – scheiterten mit ihrer Idee, den europäischen Einigungsprozess nach dem Zweiten Weltkrieg mit einer Europa-Verfassung zu beginnen und Europa «von unten nach oben» aufzubauen, also mit einer Volksabstimmung in den zu vereinigenden Ländern.

Die EU ist ein Projekt zur Demokratisierung im Interesse der Bürgerinnen und Bürger.

Durchgesetzt haben sich bekanntlich die «Institutionalisten», die eine europäische Einigung durch Schaffung von Institutionen – etwa die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, auch bekannt als Montanunion – herbeiführen wollten. Die wirtschaftliche Einbindung sollte mehr oder weniger automatisch zu einem politischen Zusammenschluss führen.

Europa nahm den mühsamen technokratischen Weg der sektoriellen Teilintegration, ausgehend von beschränkten Gemeinschaftsprojekten (Kohle, Stahl, Atomenergie, Handel und schliesslich Währungsunion). Die Verfassung steht

nicht am Anfang der europäischen Integration, sondern allenfalls am Schluss.

Doch es wäre zu kurz gedacht, von einem Sieg der Wirtschaft über die Politik zu sprechen, von einem Europa «volksferner Technokraten» oder von Europa als einem neoliberalen Projekt. Gerade die gemeinsamen Rahmenbedingungen, also das EU-Recht, verhindern, dass die Wirtschaft diejenigen Länder gegeneinander ausspielen kann, die sich dieses gemeinsame Recht geben (oder sich diesem wie die Schweiz vertraglich unterstellen).

Die Gründung der Schweiz erfolgte ebenfalls massgeblich «von oben nach unten». Nach dem Sonderbundkrieg lehnten die (Teil-)Kantone Schwyz, Zug, Wallis, Uri, Nidwalden, Obwalden, Appenzell Inner- und Tessin die neue Bundesverfassung ab. In Fribourg brachten die Eliten nicht den Mut auf, das Volk über einen Schweizer Beitritt abstimmen zu lassen.

Die Einschränkung der Autonomie der Kantone führte dennoch nicht dazu, dass die Macht der Mächtigen zunahm, sondern im Gegenteil die Freiheit der Menschen. Nachdem die Rechtsetzungskompetenz im Arbeitsrecht von den Kantonen zum Bund überging, konnten Fabrikherren beispielsweise nicht mehr mit einem Wegzug in einen Kanton drohen, der noch an der Kinderarbeit festhielt, um ein Volks-Nein zum Verbot der Kinderarbeit im eigenen Kanton zu erpressen (dieser «Angst-vor-Arbeitsplatzverlust»-Trick funktioniert leider heute noch). Mit dem neuen «suprakantonalen» Recht auf Bundesebene nahm die Erpressbarkeit des Volkes ab.

Recht statt Erpressbarkeit

Genau dieselbe Freiheitschance bietet heute das supranationale EU-Recht, an welchem diejenigen kein gutes Haar lassen, die die Erpressbarkeit der Politik als «Standortwettbewerb» schönreden – als wäre es der Weisheit letzter Schluss, dass nicht nur Wirtschaftsakteure, sondern auch Gebietskörperschaften einander konkurrenzieren. Dass der Einigungsprozess von oben angestossen wurde, macht die EU nicht automatisch undemokratisch, im Gegenteil: Die EU ist – ähnlich wie damals die Gründung der Schweiz – schon von der Anlage her ein Demokratisierungsprojekt im Interesse der Bürgerinnen und Bürger.

Heute gälte es, an diesem gemeinsamen Europa mitzubauen, das seit der Gründung der EUS vor 80 Jahren Wirklichkeit geworden ist. Die EU ist nie fertig gebaut, sie ist genauso ein «ewig unfertiges Werk» (FAZ-Mitherausgeber Günther Nonnenmacher) wie die Schweiz. Die alten Richtungskämpfe innerhalb der Europa-Bewegung sind Geschichte, es geht nicht mehr um die Frage, wie man den Integrationsweg beginnt, sondern wie man auf dem einmal eingeschlagenen Weg weitergeht.

Eine Vertiefung der Demokratie erfolgte so oder so (und entgegen dem Pauschalurteil vom Demokratiedefizit der EU) durch die «Transnationalisierung» der Demokratie, also durch die Sprengung ihres

nationalen Korsetts – ganz nach dem Vorbild der Schweiz, die die europäische Einigung im Kleinen vorgemacht hat. Mittlerweile hat die europäische Realität das Vorbild Schweiz überholt.

Alt Bundesrätin Micheline Calmy-Rey forderte am 1. Juni an einer Veranstaltung in Basel eine «Verschweizerung der EU». Diese Forderung ist teilweise berechtigt, teilweise überholt und jedenfalls alt. Als Umschlagplatz für Europakonzepte propagierte die Schweiz immer die Übernahme des helvetischen Föderalismus, hielt sich im Internationalen aber so weit wie möglich aus dem Politischen heraus.

Vorbildlich handelt die Schweiz nicht, indem sie von aussen Ratschläge für eine Integration erteilt, welcher sie sich entzieht.

1992 musste der ehemalige EUS-Präsident Jean-Pascal Delamuraz als Bundesrat zur Ablehnung des Europäischen Wirtschaftsraumes (EWR) Stellung nehmen. Heute wünschten sich wohl viele, wir hätten den EWR damals trotz fehlender Mitspracherechte angenommen. Ihrem eigenen Anspruch an die Demokratie genügt die Schweiz jedoch nur, wenn sie stimmberechtigtes Mitglied der EU wird, auch wenn die EU – ebenso wie die Schweiz – nie perfekt sein kann. Vorbildlich handelt die Schweiz gewiss nicht, indem sie von aussen besserwisserisch gute Ratschläge für eine Integration erteilt, welcher sie sich selbst entzieht.

Die heutige Europa-Bewegung Nebs will aufzeigen, dass mehr Europa nicht zu weniger Unabhängigkeit, sondern im Gegenteil zu mehr Freiheit führen kann – sofern differenziert wird, in welchen Bereichen es zu «entglobalisieren» und wo es zu «universalisieren» gilt.

Der Prozess der Universalisierung von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten jenseits von Landesgrenzen als Prinzipien des Politischen holte in der Menschheitsgeschichte mit der Französischen Revolution erstmals richtig Schwung. Dieser Befreiungsprozess ist ein zivilisatorischer Kraftakt, der in jeder Generation engagierte Menschen braucht für die Erreichung eines letztlich nie zu erreichenden Ziels.

tageswoche.ch/+jh30v ×

Matthias Bertschinger ist Präsident der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs), Sektion beider Basel.



25-jährige
Erfahrung

WWW.KOSMETIK-WALSER.CH



MED. FUSSPFLEGE & KOSMETIK
MED. LYMPH-DRAINAGE &
BODY-DETOX-ELEKTROLYSE

HAUSBESUCHE FR. 75.- für med. Fusspflege

- Med. Fusspflege
- Body Detox Elektrolyse Fussbad
- Entwässern, Entschlacken
- Med. Lymphdrainage nach Dr. Vodder

St. Alban-Talstrasse 19, 4052 Basel
Nähe 3er-Tram, Tel. 061 312 70 40

Für einen Freund
(Iraner, Bew.F, in Festanstellung),
GÜNSTIGE WOHNUNG GESUCHT!
Danke für jeden Hinweis: 079 790 32 58

CONCIERGE

Was immer Sie auch vorhaben, wir sind da!
sebastian@novaimmos.ch
079 399 55 35



BILDUNGSZENTRUM kvBL
Reinach, Muttenz, Liestal.

Machen Sie Schule.

Je besser die Qualifikation, desto
besser die Perspektiven.
Als Erwachsenenbildner/in mit SVEB-
Zertifikat haben Sie beides.

Mehr auf

WWW
bildungszentrumkvbl.ch/sveb

Bildungszentrum. Aufwärts, bitte.



Tages Woche

Kunden- center Basel Mitte

Stimmen

FESTIVAL 15.07. – 03.08.2014

BURGHOF LÖRRACH (D)

**ANNA CALVI
CALEXICO**

ROSENFELSPARK LÖRRACH (D)

**JOHN GRANT
BILLY BRAGG**

MARKT PLATZ
LÖRRACH (D)

**ELTON JOHN & BAND
THE HIVES
BABYSHAMBLES
NNEKA**

REITHALLE IM WENKENPARK RIEHEN (CH)

**ENSEMBLE
PHOENIX MUNICH
VIVE**

THEATER AUGUSTA RAURICA AUGST (CH)

[Noites **Portuguêsas**]

**CARMINHO
CARMINHO &
BASEL SINFONIETTA**

UND ANDERE ...
Tickets: www.stimmen.com

Premiumsponsoren:



Sparkasse
Lörrach-Rheinfelden

badenova
Energy. Top for Top

Hauptsponsor:



Endress + Hauser

Wir freuen uns auf Ihren Besuch an der Ecke
Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. von 8.30-12 und 13-17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch



FDP-Nationalrätin Doris Fiala öffnete der Aids-Hilfe Schweiz neue Spendenkanäle. Doch wie nachhaltig war ihr Engagement?

FOTO: KEYSTONE

Spenden

Bei der Aids-Hilfe Schweiz gehen die Spendeneinnahmen seit Jahren zurück. Die Zukunft des Dachverbands ist offen.

Kampf um Spender

von Renato Beck

Der Turnaround ist geschafft», mit diesen Worten verabschiedet sich Doris Fiala von der Aids-Hilfe Schweiz (AHS) auf Ende Jahr. Seit 2012 steht sie dem finanziell angeschlagenen Dachverband vieler Schweizer Aids-Organisationen als Präsidentin vor. Eine Million Franken Spendengelder will sie seither besorgt haben. Intern werden andere Rechnungen angestellt. Ein Blick in die Geschäftszahlen bestätigt: Die Einnahmen gingen auch unter Fiala zurück.

Zwar öffnete die FDP-Nationalrätin der Aids-Hilfe die Türen zu Unternehmen wie Credit Suisse, Novartis und Swisslife, vor allem die klassischen Ertragsquellen trockneten aber weiter aus. Unter dem Strich konnte auch Fiala den negativen Trend nicht umkehren. Seit 2011 sind die Gesamterträge der AHS um 23 Prozent zurückgegangen. Dramatisch war der Einbruch bei der traditionellen Spendensammlung, die sich vor allem aus Privatspenden und Zuwendungen von Stiftungen zusammen-

Berichtigung

Der TagesWoche-Beitrag «Eine Novartis-Spende sorgt für Ärger» vom 20.6. (tageswoche.ch/+s5v8h) wurde auf Wunsch der Aids-Hilfe Schweiz in zwei Punkten korrigiert respektive ergänzt:

1. Nicht der Vorstand sei über die Vertretbarkeit der Spende geteilter Meinung gewesen, sondern die Vertreter der dem Dachverband angeschlossenen Organisationen. Dies wurde in der Onlineversion berichtigt.
2. Die Aids-Hilfe Schweiz beziffert die Spende von Novartis auf 10 000 Franken. Von der TagesWoche konsultierte interne Quellen nannten die Summe von 100 000 Franken.

setzt: Innert zwei Jahren verlor die AHS 35 Prozent der Erträge in diesem Segment.

Die Zahlen für 2014 liegen noch nicht vor, doch der Ertragsrückgang hat sich fortgesetzt, wenn auch weniger gravierend wie in den Vorjahren, wie AHS-Geschäftsführer Daniel Seiler sagt. Der Misserfolg beschert den Organisationen unter dem Dachverband weniger Zuschüsse.

Der Job von Doris Fiala, das attestieren auch die zahlreichen Kritiker im Verband, war kein leichter. Die Spendeneinnahmen gehen seit 2007 zurück, «vor allem weil sich die Spendegewohnheit der Schweizer verändert hat und HIV heute leider banalisiert wird», so Seiler. Stark rückläufig sind auch die Beiträge des Bundes an die AHS um 700 000 Franken seit 2011 auf noch 2,3 Millionen Franken jährlich.

Zukunft ungewiss

Der Bund müsse die vom Parlament und der Verwaltung vorgegebenen Einsparungen fast jährlich an die Partner weitergeben, begründet Roger Staub, für die HIV-Prävention beim Bundesamt für Gesundheit (BAG) zuständig, die sinkenden Zuschüsse. Wegen Differenzen zwischen dem Verband und dem BAG hatte die AHS auch Subventionen an das Programm MSM verloren, das HIV-Ansteckungen unter Homosexuellen reduzieren will. Diese Gelder konnte die AHS wieder zurückgewinnen.

Die AHS reagierte auf den Ertragseinbruch wie private Firmen: Sie fuhr die Kosten drastisch zurück. Von 27 Vollzeitstellen von Ende 2011 blieben Ende 2013 gerade noch 18. Das interne Fundraising lagerte der Vorstand an eine Agentur aus. Ob sich das ausbezahlt, ist unklar. Seiler erhofft sich davon «ein besseres Kosten-Nutzen-Verhältnis» und eine bessere Konzentration auf das Kerngeschäft. Kritik an Fiala weist er zurück: «Uns geht es dank ihr viel besser als vorher, ich bin überzeugt, dass der Turnaround geschafft ist.»

Wie nachhaltig aber Fialas Engagement wirklich war, lässt sich nicht einschätzen. Viele Firmen spendeten nur, weil sie es war, die anklopfte. Seiler ist jetzt bemüht, diese Zuwendungen zu bestätigen.

tageswoche.ch/+u7tqx

×

Neunzig Prozent des Geldes, das hierzulande im Umlauf ist, wird von den Banken digital erzeugt. Die Schaffung von immer neuem Geld aus dem Nichts ist die Hauptursache für Finanzblasen.

“

Krisensicheres Geld im Interesse aller: Geldschöpfung allein durch die Nationalbank» – unter diesem Titel lancierte nach dreijähriger Vorarbeit der überparteiliche Verein Monetäre Modernisierung (MoMo) am 3. Juni seine eidgenössische Volksinitiative.

Die Vollgeld-Initiative will das einführen, von dem laut einer Umfrage die grosse Mehrheit meint, es sei schon Realität: Nur die Schweizerische Nationalbank (SNB) kann zum Papiergeld auch das elektronische Buchgeld erzeugen. Doch heute wird dieses von den Banken bei jedem Kredit durch blossen Computereintrag auf unseren Girokonten als digitales Geld geschaffen.

Dieses sogenannte Sichtgeld, das rund 90 Prozent der gesamten im Umlauf befindlichen Geldmenge ausmacht, gilt aber nicht als gesetzliches Zahlungsmittel, was eine gravierende Gesetzeslücke bildet. Diese will die Vollgeld-Initiative schliessen. In einer Online-Umfrage des «Tages-Anzeigers» vom 6. Juni unterstützten dies 58 Prozent der Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Öffentliche Aufgabe

Die Geldherstellung war und ist eine zentrale öffentliche Aufgabe und staatliche Einnahmequelle. Über Jahrhunderte hinweg besaßen die Fürsten respektive die alten eidgenössischen Orte ihr eigenes Münzmonopol. Mit der Gründung des Bundesstaates ging dieses Münzprägerecht 1848 an den Bund über – der Schweizer Franken wurde geschaffen.

Danach entdeckten die Banken die profitable Geldschöpfung und druckten immer mehr Banknoten. 1891 wurde diesem Wildwuchs Einhalt geboten: Die Stimmbürger verboten den Banken das Drucken von Geldscheinen und übergaben dem Bund auch das Recht zum Notendruck.

Seit 1907 verleiht die SNB das Papiergeld an die Banken. Aus diesem Seigniorage genannten Geldschöpfungsgewinn flossen seither jährlich 1 bis 2,5 Milliarden Franken in den Staatshaushalt von Bund und Kantonen.

Vor 100 Jahren dachte noch niemand daran, dass das Buchgeld der Banken mit der Zeit immer wichtiger werden sollte. Bei den Revisionen des Notenbank- respektive



Werner Kallenberger ist Vizepräsident des überparteilichen Vereins Monetäre Modernisierung (MoMo); weitere Infos unter www.vollgeld-initiative.ch tageswoche.ch /+3pnr0

des Währungs- und Zahlungsmittelgesetzes verhinderten die Bankenvertreter, dass die gewinnträchtige Geldschöpfung über das Buchgeld auch zu einem gesetzlichen Zahlungsmittel wurde – was konsequenterweise nur dem Bund und seiner Nationalbank zustehen sollte.

Die freiwilligen Bankenregulierungen haben bisher keine Finanzkrisen verhindert, und sie werden das auch künftig nicht tun.

Die Vollgeldreform würde dem Staat einen einmaligen Geldschöpfungsgewinn aus der Differenz zwischen Herstellungskosten und Nominalwert in der Grössenordnung eines halben Jahresproduktes und jährliche Geldschöpfungsgewinne von mehreren Milliarden Franken bringen, was zugunsten aller verwendet werden könnte.

Die neu von der SNB festgelegte Geldmenge sollte dabei idealerweise nur dem jeweiligen Bruttozialprodukt beziehungsweise dem Bruttonationaleinkommen entsprechen. So könnte auch dem geldbedingten Wachstumszwang sinnvolle Grenzen gesetzt werden.

Geldreformen stossen immer auf Kritik und Widerstand. Ein Blick auf folgende drei Zitate zeigt uns warum: «Eigentlich ist es gut, dass Menschen unser Banken- und Währungssystem nicht begreifen. Würden sie es nämlich, so hätten wir eine Revolu-

tion vor morgen früh», sagte der US-Autohersteller Henry Ford. Der Ökonom und Systemtheoretiker Kenneth Boulding meinte: «Jeder der glaubt, exponentielles Wachstum könne ewiglich in einer endlichen Welt fortschreiten, ist entweder ein Verrückter oder ein Ökonom.» Und der Banker und Präsident der einstigen Privatbank Wegelin & Co. sagt: «Wir erleben die Demaskierung eines Geldsystems, das den Pfad der Tugend längst verlassen hat. Geld sollte Spiegelbild des realen Lebens sein, es soll den Austausch von Waren oder die Wertaufbewahrung erleichtern. Ich fürchte, wir sind in eine Situation hineingeraten, in der Geld nur noch eine verselbständigte Grösse ist, losgelöst von den realen Gegebenheiten.»

Die buchgeldproduzierte Geldflut der Banken übertraf in den Jahren von 1992 bis 2008 in der Schweiz wachstumsmässig das Bruttoinlandsprodukt (BIP) um beinahe das Vierfache. In Deutschland stieg das Wachstum der für die Vollgeld-Initiative relevanten Geldmenge im gleichen Zeitraum um 189 Prozent, wogegen das nominale BIP nur um 51 Prozent anstieg.

Keine «unnötige Reform»

Weltweit betrug das globale Bruttozialprodukt im Jahr 2008 zirka 70 Billionen Dollar, wogegen nach den Ökonomen Matthias Weik und Marc Friedrich («Der grösste Raubzug der Geschichte») die globale Geldmenge auf rund 700 Billionen Dollar geschätzt wurde.

Gemäss den Recherchen von Professor Joseph Huber, dem geistigen Vater der Vollgeldreform, kam es im Zeitraum von 1970 bis 2007 weltweit zu 425 systemischen Finanzkrisen. Wenn heute selbst Finanzexperten, Zentralbanker und Politiker von einer notwendigen Systemstabilisierung sprechen, kann die Vollgeld-Initiative nicht ernsthaft als «unnötige Reform» abqualifiziert werden, wie dies manche Gegner tun. Die bisherigen freiwilligen Bankenregulierungen haben jedenfalls bisher keine Finanzkrisen verhindert, und sie werden das auch inskünftig nicht tun können. x

”

GESCHICHTEN UND MENSCHEN DER WOCHE

Boxen

Fritz Sdunek in Basel:
Die Trainerlegende soll
aus der «Kobra» einen
Weltmeister machen.

Seite
30

WM 2014

Geht doch!
Die Schweiz erreicht das
Achtelfinale – und wir
haben Lust auf mehr.

Seite
35

Art Basel

Der Kunstmarkt boomt,
doch wie lange noch?
Redaktorin Karen N.
Gerig zieht Bilanz.

Seite
31

Technik

Das Auto der Zukunft
fährt selbst. Wohin,
bestimmt der Fahrer.
Und die Werbung.

Seite
32

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig.
Der 40-Jährige wohnt in Bern.

Boxen

Trainerlegende Fritz Sdunek im Boxclub Basel

von Alain Appel

Boxinteressierten muss man Fritz Sdunek nicht vorstellen. Die Trainerlegende führte schon 11 Boxer zum Weltmeistertitel und betreute unter anderem Ex-Schwergewichts-Weltmeister Vitali Klitschko über 18 Jahre lang. Dieser Tage ist der Ostdeutsche in Basel, wo er Ex-Cruisergewichts-Weltmeister Juan Carlos Gómez auf seinen bevorstehenden Kampf im Juli gegen Goran Delic vorbereitet.

Beste Gelegenheit für den Boxclub Basel, den Meistermacher von einer Zusammenarbeit mit seinem vielversprechendsten Boxer Arnold Gjergaj zu überzeugen. Das Ziel: Sdunek soll den stärksten Boxer der Schweiz zum Weltmeister im Schwergewichtsboxen machen.

WM-Titel für Gjergaj ist möglich

Gjergajs aktueller und langjähriger Trainer, Angelo Gallina, leitete den Aufenthalt von Sdunek in Basel eigenhändig in die Wege. Seine Begründung für die angebaute Zusammenarbeit: «Für so ein Ziel braucht es einen Trainer von Sduneks Format.»

Tatsächlich sieht Sdunek im 29-Jährigen Potenzial für das grosse Ziel. «Wenn er gut weitertrainiert und noch mehr Pffiffigkeit in den Ring mitbringt, nicht so verbissen und verkrampft ist, dann haben wir grosse Chancen, ihn bis zur Weltmeisterschaft zu führen.» Vorerst wird Sdunek seine Betreuung aber darauf beschränken, «neue Impulse zu setzen, ihm Tipps und Hinweise zu geben».

«Wir schauen jetzt erst mal, ob sich die Boxer und Meistertrainer überhaupt verstehen», sagt Gallina. «Sdunek arbeitet sehr personenbezogen. Er geht auch auf das soziale Umfeld des Boxers ein, schaut sich dessen Freizeitbeschäftigungen an.» Schafft der Boxclub Basel den Coup, könnte Sdunek bereits im Herbst regelmässig in Basel anzutreffen sein. Hier würde er den vielversprechenden Boxer auf Weltmeisterkurs bringen. x

Fritz Sdunek im Videointerview über Gjergaj und eine «nicht zeitgemässe» Regel im Schweizer Boxverband: tageswoche.ch/+cno73



Ein Leben für den Ring: Der 67-jährige Ostdeutsche Fritz Sdunek hat zahlreiche Boxer zu Weltruhm geführt – darunter auch Vitali Klitschko.

FOTOS: LIVIO MARC STÖCKLI



Der Kubaner Juan Carlos «Pantera Negra» Gomez bereitet sich auf einen Kampf vor (links). Dabei sparrt er mit Arnold «The Cobra» Gjergaj, in dem Sdunek Weltmeister-Potential sieht (rechts).



Im Boxkeller Basel bei der Kaserne messen sich Kämpfer von Weltformat.



Glänzend liefen nicht nur die Geschäfte, die Art Basel verzeichnete erneut einen Besucherrekord. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Art Basel Noch sind die Zeiten golden im Kunstmarkt

von Karen N. Gerig

Sie ist wieder um, die Juni-Woche, die in den Kalendern aller Kunstinteressierten rot angestrichen ist. Es war eine Woche ohne grosse Überraschungen, so ungetrübt wie das Wetter. Nicht einmal der medial wirksam inszenierte Auftritt einer Nackten oder eine Wasserschlacht auf dem Messeplatz vermochten für Aufruhr zu sorgen.

92 000 Besucher strömten dieses Jahr in die Messehallen, nur um die Art Basel zu besuchen. 13 000 sind auch noch an die Liste weitergereist, und viele noch an die Volto 10, vielleicht auch an die Scope, zum Solo-Projekt oder zur Selection Artfair.

Eine Chance für Galerien

Die Verkäufe liefen gut, das hörte man schon nach den ersten Tagen. Denn die meisten Verkäufe werden dann getätigt – das Wochenende ist eigentlich nur noch zum Ausklingen da, viele Galeristen haben ihre Koffer schon längst wieder gepackt und die Standarbeit den Assistentinnen und Assistenten überlassen. Zumindest die grossen Galerien machen das inzwischen

so, und sie machen auch gar kein Geheimnis daraus.

Noch laufen die Geschäfte im Kunstmarkt. Doch bald könnte selbst die Art Basel ein Luxusproblem bekommen: Immer mehr Sammler reissen sich um die grössten Namen, von denen es jedoch nur eine beschränkte Anzahl Werke gibt. Von den Klassikern ist bald nichts mehr im Markt zu finden. Die zeitgenössische Kunst wiederum ist vielen als Anlagerisiko zu gross, und kaum ein Sammler kennt sich wirklich aus. Zu sehr vertraut man auf Brands – wie in anderen Marktsektoren auch.

Einer Messe, die vor allem auf grosse Namen setzt, kann dies das Genick brechen. Denn bleiben die exklusiven Werke aus, bleiben auch die Kunden weg, die Rendite für die Galerien fällt aus.

Vielleicht aber ist dies eine Chance für die althergebrachte Galeristentätigkeit, die auf Intimität abseits der Massenproduktion und enge Beziehungen zu Sammlern setzt: An der Art Basel erhält man immer stärker das Gefühl, diese sei vom Aussterben bedroht. Man fühlt sich stattdessen wie im Supermarkt – an den Previews rennen die Sammler fast schon in die Stände, um sich als Erste das Wichtigste zu sichern. In der Messehalle, da steppt der Bär – die Galerien in der Stadt bleiben derweil leer, wie unter dem Jahr auch, wenn sie nicht gerade einen speziellen Event angekündigt haben.

Events gab es auch in dieser Woche zahlreiche, so viele wie schon lange nicht mehr, und man traf an manchen davon sogar tatsächlich auch ein wenig vom Kunstpublikum an. Trotzdem war es die Basler Bevöl-

kerung, die am meisten davon profitierte – wenn überhaupt. Denn nicht überall war es so voll, wie man es gerne gehabt hätte.

Eine spannende Ergänzung zum Messeprogramm lieferte dafür die WM mit ihren Public Viewings, die sich teilweise mit den Kunstevents überschneiden. Manch einer stellte denn auch Parallelen fest zwischen den beiden Veranstaltungen – nicht nur, was den trendigen gelben Turnschuh angeht. Vor allem in der kommerziellen Aura, die Art wie WM umgibt, ist die Gemeinsamkeit festzumachen, und darin, dass beide sich nur wenig beziehungsweise höchstens vordergründig um die Umgebung kümmern.

Immer stärker ein Luxusmarkt

Die Art Basel bemüht sich zwar, mit dem Art Parcours oder den «14 Rooms» ein Angebot für die Stadt zu schaffen. Doch es zeigte sich auch dieses Jahr wieder, dass es nicht reicht, nur Kunstwerke in den öffentlichen Raum zu stellen, wenn gleichzeitig die Mauern um die eigentliche Messe immer höher gezogen werden. Die Schuld für die Entfremdung liegt aber nicht nur bei der Messe selbst – sie liegt auch an den allgemeinen Veränderungen des Kunstmarktes, der immer stärker zu einem Luxusmarkt wird. Die Reichen, so scheint es, wollen unter sich bleiben.

Der Rest organisiert somit weiter seine Events, relativ unberührt vom Messetrubel. Und mit müden Augen und wunden Füissen fragt man sich, ob denn tatsächlich alles in dieser Woche stattfinden muss, wenn es sowieso nebeneinander her läuft.

Reaktionen aus der Community

von Robert Schiess
Aus meiner Sicht war die neueste Ausgabe der Art eine der schlechtesten. Man sah viel Kitsch, an vorderster Front den Meisterkitscher Jeff Koons.

Bildstoff



«Die Schuhtrends an der Art», tageswoche.ch/+aie18

Kommentar

«Viele rümpfen die Nase über all den Kommerz an der Art – man darf ihn aber auch ignorieren. Der Kunst zuliebe», tageswoche.ch/+0gwwd

Liveblog



«Bilder, Videos, Zitate: So war die Art Basel 2014», tageswoche.ch/+tlm45



Wunder der Technik: Sitzt digitale Intelligenz mit im Auto, finden Konsument und Produkt schneller zusammen.

Technik

Das Auto wird zur fahrenden Werbung

von Adrian Lobe

Stellen Sie sich vor, Sie sitzen eines Tages in einem Fahrzeug, das Sie per Knopfdruck von A nach B befördert. Auf dem Weg von der Arbeit nach Hause macht es einen kleinen Schlenker und fährt an einer Konditorei vorbei. Da poppt ein Fenster auf dem Display Ihres Fahrzeugs auf, das Ihnen vorschlägt, vor dem Geschäft zu halten. Vielleicht sind Sie damit einverstanden und drücken «Ja» auf dem Touchscreen, und das Auto navigiert Sie bequem auf den Parkplatz des Geschäfts.

So verblüffend dieser Vorgang erscheint, so sehr drängt sich die Frage auf, woher das Roboterauto eigentlich um Ihre Vorliebe für Süssigkeiten weiss. Die Antwort liegt auf der Hand: Weil es Ihre Fahrgeohnheiten kennt und mit ihren Online-Accounts von zu Hause verknüpft ist. Die Telematik zeichnet kontinuierlich auf, wo Sie sich hinfahren lassen, vielleicht haben Sie auch auf Facebook die Fanseite der Konditorei geliked und die Website besucht – schon ist ein Muster ersichtlich. Das klingt unheimlich. Doch es ist längst Realität.

Schon heute gibt es Assistenzsysteme, die etwa die Müdigkeit des Fahrers erkennen und ihm eine Kaffeepause vorschlagen. Volkswagen schreibt zu seinem System: «Es wertet ab einer Geschwindigkeit von

65 km/h kontinuierlich das Fahrverhalten aus und zieht Rückschlüsse auf die Fahrtüchtigkeit des Fahrers.»

Auf der Consumer Electronics Show (CES) in Las Vegas im Januar dieses Jahres stellten Fahrzeughersteller Geschäftsmodelle vor, wie man im Auto mit Werbung Geld verdienen kann. Sogenannte «in-car-Apps» sollen in internetfähigen Fahrzeugen Werbung lancieren. Apple-Gründer Steve Jobs träumte einst von einem «iCar», einem riesigen Smartphone auf Rädern. BMW entwickelt derzeit bereits ein Programm, das es Anwendern erlaubt, Anzeigen über das Navigationssystem zu schalten. «Virtueller Marktplatz der Zukunft», lautet der visionäre Titel und BMW verspricht: «Ob Sie Ihre Lieblingsmusik immer dabei haben möchten oder ob der BMW Concierge Service Ihnen den Weg zum besten Italiener der Stadt an Ihr Fahrzeug senden soll – eine Vielzahl hilfreicher Services steht Ihnen in Echtzeit zur Verfügung.» Wohin das führt, liegt auf der Hand.

Autobauer wissen, was wir tun

Irwin Gotlieb von der weltweit grössten Werbefirma GroupM sagte, das Auto avanciere zum «mächtigsten Mobilfunkgerät». Alles wird mit allem vernetzt sein. Das Internet der Dinge – also die Tatsache, dass Objekte mit internetfähigen Sensoren ausgestattet sind und untereinander Daten austauschen – eröffnet der Industrie gigantische Potenziale. Die Daten zirkulieren wie bei einem Durchlauferhitzer über alle Kanäle und Geräte. Jim Farley, Vizechef der Kommunikationsabteilung von Ford, sagte auf der CES: «Wir haben GPS in Ihrem Auto, also wissen wir, was Sie tun.» Das spricht Bände.

Das autonome Fahrzeug von morgen könnte wissen, dass wir eine Vorliebe für

Hotdogs haben und Schnäppchenjäger sind. Das Start-up Kiip aus San Francisco feilt schon an neuen Formen des zielgerichteten Werbens im Auto. Der Partner Mojio bringt im Juni ein Gerät auf den Markt, das an den Diagnoseport des Autos angeschlossen wird und Fahrzeugdaten an eine App streamt – in Echtzeit. Kiip will diese Daten dazu nutzen, um dem Fahrer passgenaue Werbung zu unterbreiten. Zu den Kunden der Firma gehören bereits McDonald's und Amazon.

Aushöhlung der Privatsphäre

Der Wissenschaftler Patrick Lin, der an der Stanford University zu Robotern und Cybersecurity forscht, sagt: «Solche Systeme könnten unsere Privatsphäre immer mehr aushöhlen, weil es unsere Offline-Aktivitäten mit unseren Online- und Fahrgeohnheiten verknüpft. Das bedeutet, dass ein immer detaillierteres Profil der Fahrer kreiert wird, mit dem Ziel, ihnen Waren anzubieten. Es ist Big Data auf Rädern, und womöglich kein wohlwollender Chauffeur mit den besten Interessen im Kopf.»

Bei Werbung in autonomen Fahrzeugen prallen zwei Problemfelder aufeinander: Zum einen das Recht auf Privatsphäre, zum anderen das Recht auf individuelle Selbstbestimmung. In einem vernetzten Auto geht es nicht nur darum, Dinge anzubieten, sondern auch darum, jemanden physikalisch zu der Ware zu manövrieren. Gewiss, es besteht kein Kaufzwang. Aber es macht einen Unterschied, ob man lediglich die Werbung sieht oder gleich noch das Produkt in greifbarer Nähe dazu hat. Das Auto der Zukunft wäre von Dritten bestimmt, gelenkt von den Interessen der Anzeigekunden. Der Fahrer wird zum Spielball des Werbemarktes.

tageswoche.ch/+mpkbn

×

Medien

«Rettet Basel» sucht Strategien gegen die BaZ

von Matthias Strasser

Zum Kotzen» sei die «Basler Zeitung», weil sie «Leute gezielt zur Sau macht». SP-Grossrat und alt Nationalrat Rudolf Rechsteiner sprach im Theater Basel unerwartet Klartext. Die BaZ-kritische Organisation «Rettet Basel» hatte eingeladen, um die neusten Entwicklungen um das von Markus Somm geführte Blatt zu diskutieren. Neben bekannten Vorwürfen stand insbesondere die Frage im Raum, wie mit der Zeitung umzugehen sei: ignorieren oder dagegehalten?

Die gut hundert Anwesenden waren unter sich, eine Konfrontation mit oder Reaktion der Verantwortlichen der BaZ war seitens der Veranstalter nicht vorgesehen. Schauspielerin Ariane Anderegg las Passagen aus der BaZ, in denen Chefredaktor Markus Somm seinen Rücktritt unter gewissen Bedingungen gleich mehrfach versprochen hat – etwa wenn sich herausstellen sollte, dass Christoph Blocher Einfluss auf die Inhalte der Zeitung nimmt.

«Von A bis Z manipuliert»

Die Oberwiler Gemeindepräsidentin Lotti Stokar (NLO), welche nach Recherchen der BaZ in einen angeblichen Vergabeskandal verwickelt war, monierte schwindendes Vertrauen. Auch Rudolf Rechsteiner ergänzte: «Fakten im Bereich Energie werden von A bis Z manipuliert.» Wenn er dies sehe, könne er auch anderen Texten keinen Glauben mehr schenken, sagte Rechsteiner, der sich in der Energiepolitik einen Namen gemacht hat.

«Dieser Journalismus ist auch Wahlkampf», sagte Stokar. Und SP-Ständerat Claude Janiak ergänzte: Langfristig sei die BaZ ein Projekt, «um die Institutionen lächerlich zu machen». Medienjournalist Philipp Cueni sieht in der BaZ ein «mehr politisches, denn publizistisches Projekt». Cueni ortet das Problem in der Tatsache, dass der Vorwurf der politischen Voreingenommenheit oft von links komme. «Ich will aber auch keine linke BaZ, sondern eine journalistische BaZ.» Doch genau dies lasse die BaZ ebenfalls vermissen.

Zur Sprache kamen etwa Kampagnen gegen den freisinnigen Regierungsrat Baschi Dürr oder gegen Eva Herzog und

Hans-Peter Wessels von der SP. «Handwerkliche Fehler», die sich gemäss Cueni nicht nur in der Recherche zum «Schweden-Reisli» der Basler Regierung eingeschlichen haben.

Zentrales Thema war auch die Berichterstattung zur Asyl- und Europapolitik. Einzelne Anwesende warfen der BaZ neben Einseitigkeit und gezielter Falschinformation gar die Verletzung der Rassismus-Strafnorm vor. Entsprechend schwierig war die Situation für die anwesende BaZ-Journalistin Franziska Laur. «Das hier anzuhören grenzt an Masochismus», sagte sie gegenüber der TagesWoche. Und einverstanden war sie nicht, was nachvollziehbar ist: Angriffig ja, das sei die BaZ, aber Platz für andere Meinungen gebe es nach wie vor. Chefredaktor Markus Somm lege gar «besonderen Wert» darauf, verteidigte sich Laur.

Nicht mehr lesen, nicht mehr mitschreiben: das vorgeschlagene Rezept im Umgang mit der «Basler Zeitung».

«Alles Feigenblätter» entgegnete da beispielsweise Grossrätin Brigitta Gerber (GB/BastA!). Sie schlägt vor, die eigenen Rechte zwar wahrzunehmen, ansonsten die Zeitung aber zu ignorieren. Nicht mehr lesen, nicht mehr mitschreiben, so das vorgeschlagene Rezept gegen eine Zeitung, die bei den Anwesenden offensichtlich jeden Kredit verloren hat.

Ein BaZ-Blog als Chance?

Dagegehalten wäre die andere Option. Der konkreteste Vorschlag vom Samstag stammt von SP-Nationalrat Beat Jans. Er möchte ein Forum im Netz ins Leben rufen, das Verfehlungen der «Basler Zeitung» sammelt und in konzentrierter Form anprangert – eine Art BaZ-Blog. Dieser würde auch Gelegenheit für Gegendarstellungen bieten, welche die BaZ oftmals nicht abdrucke.

Für Rudolf Rechsteiner ist die Sache indes klar: «Die BaZ fehlt mir keine Minute, man kann sie links liegen lassen. Es gibt in Basel noch andere Medien.»

tageswoche.ch/+hhf0a

Reaktionen aus der Community

von Der Schwob
• Tatsächlich ist es so, dass es mich sehr oft in den Fingern juckt, bei der BaZ ebenfalls zu kommentieren. Aber kritische Stimmen werden dort von anderen Kommentatoren konsequent derart niedergemacht, dass es an Masochismus grenzt, die Reaktionen dort zu lesen.

von Hans Peter Bruppacher
• Eine Zeitung muss die Regierung und ihre Chefschreibern scharf kritisieren. Hofberichterstattung gehört nicht zu den Aufgaben einer demokratischen Zeitung.

von Matthias Bertschinger
• Der BaZ-Artikel «Deutsche sind sich am nächsten» des BaZ-Redaktors Daniel Wahl, der laut Rassismusexperte Althof auch geeignet ist, den Religionsfrieden zu gefährden, kam laut Wessels haarscharf an die Aussage «Kauft nicht bei Juden» heran. Unter seinen Mitarbeitern herrsche teils eine grosse Wut auf die BaZ.



Enttäuschte Verliererin. HANS-JÖRG WALTER

Martina Bernasconi

Schuld an der Niederlage sind «Männerbünde»

von Renato Beck

Die Rechnung für die CVP ist bei der Regierungsratswahl voll aufgegangen: Mit deutlichem Abstand verteidigte Lukas Engelberger den einzigen Sitz der Partei in der Regierung. Während Engelberger zufrieden in die Mikrofone sprach und sich ausgiebig bedankte bei seinen bürgerlichen Partnern, den Wirtschaftsverbänden und «namhaften Sozialdemokraten», kritisierte die unterlegene Martina Bernasconi (GLP) das linke Lager: «Wenn SP, Grüne und BastA! über ihren Schatten gesprungen wären, hätte es reichen können.»

Besagte Parteien hätten sich aus strategischen Gründen gegen sie entschieden, obwohl sie liberaler und auch umweltfreundlicher politisiere als Engelberger. Dennoch habe sie das Maximum im zweiten Wahlgang herausgeholt. Auch weil ihr die breite Unterstützung fehlte, die Engelberger genoss, wie sie sagt: «Sehr enttäuscht bin ich vom Gewerbeverband, ich komme aus einer KMU-Familie, bin selber Unternehmerin und habe in den Hearings den viel besseren Eindruck hinterlassen als Engelberger.»

Der Verband erteilte ihr aber eine Absage und auch bei den anderen Verbänden blitzte sie ab, ihr habe deshalb das nötige Geld für den Wahlkampf gefehlt. Verantwortlich dafür macht sie «Männerbünde», die Basels Politik und Wirtschaft bestimmen würden. «Es war eine Richtungswahl und das scheinen nicht alle begriffen zu haben», sagte Bernasconi. Aber sie werde akzeptieren, dass die Basler nichts ändern wollen an der Machtverteilung in der Exekutive.

tageswoche.ch/+1uatl



Jordanische Soldaten blockieren Lastwagen mit Militär-Material südlich der Hauptstadt Amman.

FOTO: MUHAMMAD HAMED

Irak-Krise

Konflikt schadet der türkischen Wirtschaft

von Gerd Höhler

Die Krise im Irak wird für die Türkei zunehmend zur wirtschaftlichen Belastung. Das Nachbarland ist für die türkischen Exporteure der zweitwichtigste Markt nach Deutschland. Vergangenes Jahr beliefen sich die türkischen Ausfuhren in den Irak auf 12 Milliarden Dollar. In Deutschland setzte die Türkei Waren für 13,7 Milliarden Dollar ab.

Zwar hat die islamistische Terrororganisation Isis in der kurdischen Autonomiezone des Nordirak, die unmittelbar an die Türkei grenzt, bisher nicht Fuss gefasst. Aber rund 85 Prozent der türkischen Exporte gehen in den Süden.

Kommt das Land nicht zur Ruhe, müsste die türkische Wirtschaft Ausfuhren von rund neun Milliarden Dollar abschreiben, fürchtet Ercüment Aksoy, der Vorsitzende des türkischen Aussenhandelsverbandes Deik.

Vor allem die Wirtschaft Südostanatoliens ist eng mit dem Irak verzahnt. So exportiert der Zementhersteller Mardin Cimento fast ein Drittel seiner Produktion in den Irak. Allein aus der Region um Gaziantep, eine der anatolischen «Tigerstädte», die in den vergangenen Jahren einen Boom erlebten, wurden im vergangenen Jahr Waren im Wert von 1,5 Milliarden Dollar in den Irak geliefert.

Betroffen sind nicht nur die Ausfuhren. Durch die Kämpfe haben die türkischen Exporteure auch ihre Landverbindungen nach Jordanien, Saudi-Arabien und Kuwait verloren. Seit dem Beginn des Bürgerkriegs in Syrien fuhren die türkischen Fernlaster über den Irak. Diese Strecke ist nun ebenfalls blockiert. Die türkischen Spediteure müssen auf Fährverbindungen über Ägypten ausweichen.

Energieversorgung in Gefahr

Aber es geht um mehr als Exporte: Rund 1500 türkische Firmen sind im Irak aktiv, vor allem in der Kurdenregion. Türkische Konzerne bauen hier Strassen und Brücken, Flughäfen, Wasserleitungen, Wohnungen und Kraftwerke.

Ende 2013 belief sich das Auftragsvolumen auf 19,5 Milliarden Dollar. Die grösste Sorge in türkischen Wirtschaftskreisen ist, dass auch die bisher – wie schon während des Irak-Krieges 2003 – relativ stabile kur-

dische Autonomiezone im Chaos versinken könnte. Rund 70 Prozent der dort seit dem Ende des Irak-Krieges getätigten ausländischen Investitionen gehen auf das Konto türkischer Unternehmen.

Doch nicht nur sie stehen auf dem Spiel. Es geht auch um die Energieversorgung der Türkei. Die grösste türkische Raffineriegesellschaft Tüpras bezieht 30 Prozent ihres Rohöls aus dem Irak. Zwar haben kurdische Peschmerga-Kämpfer in den vergangenen Wochen die Ölfördergebiete um das nordirakische Kirkuk unter ihre Kontrolle gebracht. Aber ob die Kurden die Region dauerhaft gegen die Isis-Kämpfer verteidigen können, ist ungewiss.

Durch eine Zwillingspipeline wird Erdöl aus dem Nordirak zum türkischen Mittelmeerhafen Ceyhan gepumpt. Im vergangenen Jahr waren es 12,7 Millionen Tonnen. Versiegt der Strom, bedeutet das herbe Einnahmeausfälle für die türkische Pipeline-Gesellschaft Botas.

Schon jetzt bekommt die Türkei die Folgen der Irak-Krise in Form höherer Energiekosten zu spüren. Am Montag erreichte der Rohölpreis ein neues Neunmonatshoch. Der Preisanstieg verteuert nicht nur die türkischen Energieimporte, er beschleunigt auch die türkische Inflation, die bereits im Mai mit 9,7 Prozent den höchsten Stand seit zwei Jahren erreichte.

tageswoche.ch/+bs6lq

×



Honduras ist Geschichte, nun kommt der zweifache Weltmeister Argentinien.

FOTO: REUTERS

WM 2014

Nun wartet ein grosses Spiel auf die Schweiz

von Hansjörg Schifferli

Die Zweifel waren da gewesen, aber schliesslich wurde dieser letzte Vorrundenmatch für die Schweiz nicht mal zum Zitterspiel. Das verdankte sie einer von Anfang an von Disziplin, Präsenz und mehrheitlich auch spielerischer Qualität geprägten Leistung gegen Honduras. Die Schweizer beherrschten die Nummer 33 der Welt im Kampf im Regenwald. Ihr Sieg stand nie zur Diskussion. Und der Rivale Ecuador schaffte es im fernen Maracana nicht, gegen Gruppensieger Frankreich über ein 0:0 hinauszukommen.

Natürlich war Xherdan Shaqiri mit seinen drei Toren der grosse Mann (siehe rechts). Er absolvierte eines seiner besten Länderspiele und erzielte sehr wichtige Tore. Aber es war nicht das erste Mal, dass er in der Nationalmannschaft dreimal traf. Das war ihm schon im Herbst 2011 in der EM-Ausscheidung beim 3:1 gegen Bulgarien in Basel gelungen.

Die Retuschen von Ottmar Hitzfeld entsprachen genau den Erwartungen – mit Fabian Schär bei seinem WM-Debüt im Abwehrzentrum und Josip Drmic anstelle Haris Seferovics als Sturmspitze. Und geahnt hatte man auch, dass der Coach diesmal Shaqiri von Beginn weg hinter Drmic würde spielen lassen und Granit Khaka auf der rechten Flanke. Es war in den ersten beiden Matches, ob gewonnen oder verloren, doch

zu offensichtlich gewesen, dass der kleine «Bayer» im Zentrum besser ins Spiel kam als auf der Flanke.

Die Spezialität, von rechts nach innen zu ziehen und dann zum gefährlichen Weitschuss ansetzen zu können, lässt sich auch aus zentralerer Position darbieten. Es war wunderschön anzuschauen, als Shaqiri zum kurzen Dribbling nach innen ansetzte und den Ball dann aus 22 Metern in die weitere hohe Ecke drosch. Es war also nicht nur bald ein Vorsprung der Schweizer zu registrieren, sondern auch die beruhigende Erkenntnis, dass sie an diesem Tag nicht nur richtig aufgestellt waren, sondern auch richtig eingestellt, um diese Aufgabe zu lösen.

Sieger war auch Hitzfeld

An diesem Tag in Manaus gab es nur wenige Momente, in denen die Schweizer nicht Herr der Lage waren. Die waren vor allem in den ersten Minuten nach der Pause zu sehen, als vor allem Johann Djourou die eine oder andere Unsicherheit erkennen liess. Ganz abgesehen davon, dass die Honduraner kämpferisch in keinem Moment nachliessen, obwohl sie nun nicht mal mehr theoretisch erfassbare Chancen auf ein Weiterkommen hatten.

Ein individueller Sieger beim 3:0 war neben Shaqiri, Drmic und dem guten Neuling Schär auch Hitzfeld. Er hat – wieder mal – die Ruhe bewahrt, an Personal festgehalten, das sich aus seiner Sicht über lange Zeit bewährt hat. Und so schaute der Sieg heraus, der erwartet werden durfte, an dem manchenorts aber nach dem verunglückten Auftritt gegen Frankreich gezweifelt worden war. Noch mindestens ein Spiel geht jetzt Hitzfelds Karriere weiter – und das ist auf jeden Fall ein grosses. Am 1. Juli heisst der Gegner Argentinien.

tageswoche.ch/+n49hj

×

Xherdan Shaqiri



Psssssst!

von Hansjörg Schifferli

Ein WM-Achtelfinal, sagte Ottmar Hitzfeld, kaum war seine Karriere um mindestens sechs Tage verlängert worden, sei natürlich «eine grossartige Sache für uns». Aber der 65-Jährige hat auch «nie daran gezweifelt», dass die Mannschaft das schafft. «Sie hat nicht nur gegen einen starken Gegner, sondern auch gegen das Klima spielen müssen», sagte Hitzfeld nach dem Spiel: «Jeder ist an die Grenze gegangen und hat Opfer gebracht, hat totalen Willen gezeigt und den inneren Schweinehund überwunden.» So habe die Mannschaft zu einer «sehr guten Leistung» gefunden.

Riesenkompiment für Shaqiri

Natürlich erhielt auch Xherdan Shaqiri das Lob des Trainers. «Ich habe ihn schon in den ersten beiden Spielen nicht so schlecht gesehen wie manche Experten», sagte Hitzfeld, «für mich war vor allem wichtig, dass die Mannschaft auf ihn baut.» Die Position im Zentrum sei «zwar noch etwas ungewohnt gewesen für ihn, dort muss er mehr leisten. Aber wenn einer dann drei Tore schießt, dann verdient das doch ein Riesenkompiment.»

Shaqiri selbst war staatsmännisch «stolz» auf das Team: «Ich wollte einfach mit der Mannschaft eine gute Leistung bieten, und sie hat mir das ermöglicht.» Vor dem wichtigen Spiel habe er «schon ein bisschen Anspannung gespürt.»

Dass die Kritik im Vorfeld ihn nicht unberührt liess, zeigte sein Jubel nach dem ersten Tor: Er legte den Finger an die Lippen. Den Wink dürften seine Kritiker verstanden haben. Nach dem Spiel war das aber kein Thema mehr. «Wir haben als Mannschaft etwas Grosses erreicht.» Daran erinnern wird den 22-Jährigen auch der Matchball, den er sich nach dem Schlusspfiff unter den Nagel riss. Eine traditionelle Geste, die einem dreifachen Torschützen zusteht. ×

Die drei Tore von Xherdan Shaqiri zum Schwelgen und Geniessen im Video: tageswoche.ch/+n49hj

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Voi

Das passt auf keine Elefantenuhhaut: In der kenianischen Hauptstadt Nairobi tagt die U.N. Environment Assembly, um härtere Gesetze gegen Wilderer und Umweltverschmutzer zu erlassen.

REUTERS/NOOR KHAMIS

**Valls**

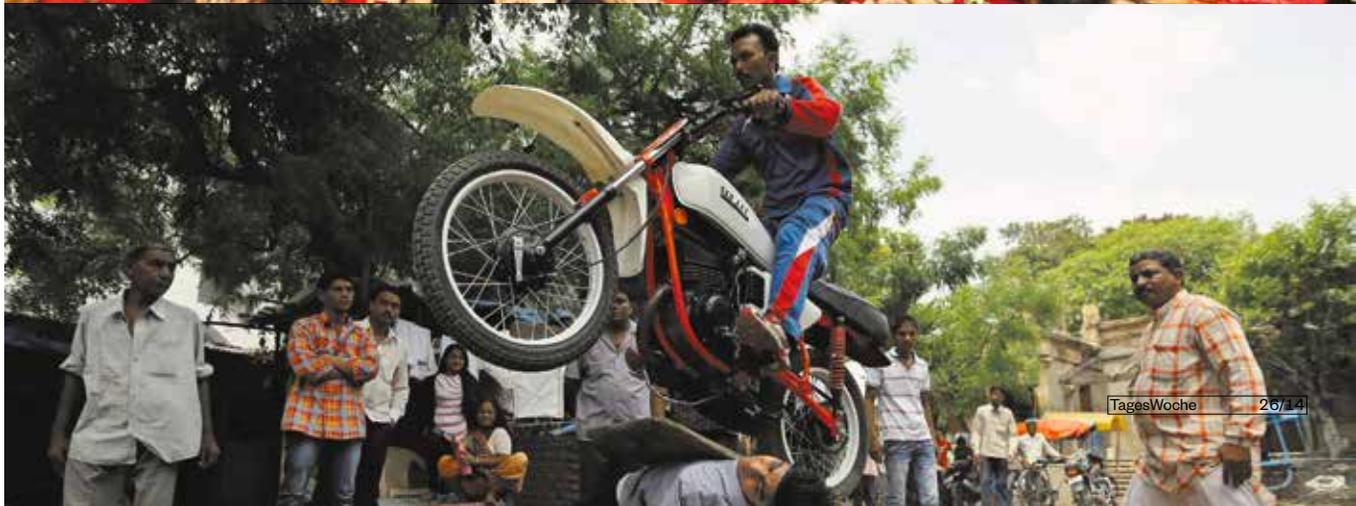
Menschliche Basis: In der Nähe von Barcelona bilden Dorfbewohner am Johannistag einen Turm aus Menschen, an dem ein Kind hinaufklettert.

REUTERS/ALBERT GEA

**Ahmedabad**

Mit dem Feuerstuhl durch die Lüfte: Inder proben einen Stunt zu Ehren ihrer Hindu-Götter Jagannath, Balabhadra und Subhadra.

REUTERS/AMIT DAVE





Basel

Zeichen an der Wand: Ein Graffiti-Blog dokumentiert, welche Schriftzüge neu in der Stadt Basel eintreffen, hier etwa beim Bahnhof SBB.

WANDSCHMUCK.WORDPRESS.COM/



Bukarest

Rauchsignale: Der Litauer Jurgis Kairys führt an einer Flugschau in Rumänien mit einer russischen Sukhoi Su-31 seine Kunststücke am Himmel vor.

REUTERS/BOGDAN CRISTEL



Das Thema Spitzen-Eishockey ist in Basel bald vorbei. Was bleibt, ist eine hoffnungsvolle Juniorenabteilung.

Der Eishai ist Geschichte

Rascher Abschied: Seit Montag sind die EHC-Spieler arbeitslos.

FOTO: FLORIAN RAZ



von Florian Raz

Natürlich ist es einfach, jetzt hinzustehen und zu sagen: Das konnte nicht funktionieren. Aber höchstwahrscheinlich ist es schlicht die Wahrheit: Der EHC Basel im Spitzeneishockey, das konnte nicht gut gehen. Nicht auf diese Art und Weise.

Und das hat nicht bloss damit zu tun, dass Basel keine Eishockeystadt ist. Sondern damit, auf welcher Basis aus dem EHC Basel Kleinhüningen, wie die erste Mannschaft von 1990 bis 2003 hiess, ein Spitzenteam hätte geformt werden sollen. Böse gesagt: Es war gar keine Basis da.

Von einem «Retortenteam, das nach dem Stadionneubau aus dem Boden gestampft wurde», spricht Hans-Peter Gerber im Rückblick. Er sitzt im Verwaltungsrat der EHC Basel AG, die am Montag bekannt geben musste, dass sie ihre Bilanz deponiert hat. Er ist auch Präsident des Stammvereins EHC Basel Kleinhüningen, der heute noch in der dritthöchsten Liga spielt. Gerber liebt das Eishockey. Er sagt: «Die Sharks sind nie zum Fliegen gekommen.»

Nur schon die Namen! Aus dem einst stolzen EHC Basel war 1989 der EHC Basel Kleinhüningen geworden, da nur eine Fusion den insolventen EHC retten konnte. Doch was zusammenwachsen sollte, wurde nie zur Einheit. Was auch am Namen abzulesen war. Erst kam ein Genie auf die Idee, den Club in EHC Basel Kleinhüningen Dragons umzubenennen. Wobei auf dem Dress kein Drache war. Sondern ein Basilisk.

Erzürnte Anhänger

2003, der EHC war eben in die höchste Liga aufgestiegen, wurde nicht nur der Drache entsorgt, auch Kleinhüningen verschwand aus dem Teamnamen. So, wie das viele Kleinhüninger schon vor der Fusion befürchtet hatten. Was gegen aussen hin Sinn machen mochte, erzürnte viele Clubmitglieder. Und als die Basler 2009 nach dem definitiven Abstieg in die zweite Spielklasse plötzlich als EHC Basel Sharks über das Eis kurvten, wandte sich der grosse Teil jenes harten Kerns von Anhängern ab, die in den 1990er-Jahren noch in der dritthöchsten Liga auf der Kunsteisbahn Margarethen für Stimmung gesorgt hatten.

Zu lange hatte sich der EHC mit jedem Schritt, den er sportlich nach oben machte, auch von seiner Basis verabschiedet. Die erste Mannschaft in eine Aktiengesellschaft ausgelagert, der Stammclub nur noch als lästiges Anhängsel. Zwischenzeitlich herrschte zwischen der EHC Basel AG und dem EHC Basel Kleinhüningen eine schon fast feindliche Stimmung. Die einen fühlten sich auf die anderen nicht angewiesen. Und die reagierten mit Liebesentzug und schmolten.

Fast wirkt die Geschichte des EHC so, wie jene des Coyoten, der im Zeichentrickfilm mit Vollgas über die Klippe rennt, ohne zu merken, dass er keinen Boden mehr unter den Füßen hat. Und dann beim Blick nach unten rasant abstürzt.

Seit 2002 spielten die Basler in der St.-Jakob-Arena, für 25 Millionen Franken gebaut. Viel Geld floss aus öffentlichen Kassen: 8,2 Millionen aus den Sport-Toto-Geldern der Kantone Basel-Stadt und Baselland, 4,5 Millionen kam von den Industriellen Werken Basel. Ein waghalsiges Projekt angesichts der Tatsache, dass der EHC zum Zeitpunkt des Baus noch in der zweit-höchsten Spielklasse unterwegs war.

Das Vorbild der damaligen Strategie war recht einfach auszumachen: Es befand sich bloss ein paar Steinwürfe entfernt im St.-Jakob-Park. War nicht auch beim FC Basel der Bau eines neuen Stadions der Anfang einer goldenen Zukunft gewesen? Und hatte nicht auch der EHC seine Gigi Oeri gefunden? Rudolf Maag war der Mann, der erst als geheimnisvoller «Investor» im Hintergrund als Hauptaktionär tätig war. Und später dann auch offiziell als Gönner.

Millionen wurden verbrannt

Doch der EHC baute mit Maags Geld nichts auf. Er verbrannte die Millionen, ohne sie nachhaltig zu investieren. Oben die teure Mannschaft in der höchsten Schweizer Liga, in der sich die Ausländer die Klinke in die Hand gaben. Und unten? Nichts. Es war, als ob jemand versucht hätte, den Hauptast einer hundertjährigen Eiche einer dreijährige Birke aufzupropfen: ein hoffnungsloses Unterfangen.

Zugleich sorgte ein kompliziertes Vertragskonstrukt zwischen dem EHC, der Genossenschaft St. Jakob Arena als Halleneigentümerin und der Stadionbetreiberin Basel United dafür, dass mögliche Einnahmen aus den Heimspielen irgendwo landeten. Bloss nicht in den Kassen des EHC.

Als er das Ruder beim EHC übernommen habe, habe es einen Mietvertrag für die Arena gegeben, «den man nur mit einem Uni-Abschluss verstehen konnte, der mir leider fehlt», sagte Matthias Preiswerk mit deutlichem Zynismus, als er am Montag das Ende des EHC verkünden musste. Preiswerk war 2008 als Präsident und Geldgeber eingesprungen, als sich Maag nach einer debakulösen Saison und dem Abstieg aus der National League A vom Eishockey zurückgezogen hatte.

Als Preiswerk erstmals vollen Einblick in die Bücher des EHC hatte, traute er seinen Augen kaum. Direkte Anschuldigungen waren von ihm nie zu hören. Aber es muss bei seinem Amtsantritt einige Ungereimtheiten gegeben haben. Am Montag, bei seiner letzten Pressekonferenz als EHC-Verwaltungsratspräsident, stellte der Privatbankier nach einem Rechnungsbeispiel zu den Catering-Einnahmen, die dem EHC dank schlechter Verträge entgangen seien, mit einer gewissen Bitterkeit fest: «Da haben sich alle erst bedient, aber dabei natürlich immer nur für den EHC gearbeitet.»

Jahr für Jahr deckten Preiswerk und seine VR-Kollegen ein Defizit von rund 1,4 Millionen Franken mit dem eigenen Geld. Und weil die Sponsoren des Clubs ebenfalls praktisch ausnahmslos VR-Mitglieder waren, sagt Hans-Peter Gerber: «In den sechs

Jahren seit dem Abstieg haben wir 30 Millionen Franken in den EHC gesteckt.»

Damit ist seit Montag Schluss. Das Defizit von 2013 mochte der Verwaltungsrat nicht mehr aus der eigenen Tasche bezahlen, weil keine Aussicht auf Besserung bestand. Der letzte Griff nach einem Strohhalm wäre der Kauf der St.-Jakob-Arena durch «dem EHC nahe stehende Personen», spricht: Matthias Preiswerk, gewesen. Doch dazu mochte die Basler Regierung keine Hand bieten. Noch könnte der EHC in der National League B bleiben. Wenn sich bis zur Konkurs-Eröffnung am 7. Juli jemand meldet, der die Aktien und die Schulden der EHC Basel AG übernehmen mag. Anzeichen, dass das noch geschehen könnte, gibt es bislang keine.

Es ist eine Ironie der Geschichte, zu welchem Zeitpunkt das Ende des EHC ereilt. Unter Preiswerk nämlich hatte der EHC damit begonnen, auch in die Basis zu investieren. Die Nachwuchsarbeit der Young Sharks wurde zuletzt schweizweit ernst genommen. Und nach hartem Kampf gelang es Hans-Peter Gerber, die Nachwuchsabteilungen der EHC Basel AG und des EHC Basel Kleinhüningen zu vereinen.

Auf die neue Saison hin hätten nun erstmals die Früchte der Arbeit im Junioren-Eishockey geerntet werden sollen. Gleich vier junge Spieler aus dem eigenen Talentpool hatten Aufnahme in jene Mannschaft gefunden, die es nun nicht mehr gibt.

Jetzt befindet sich auch die Nachwuchsorganisation der Young Sharks in der Konkursmasse. Das muss allerdings nicht das Ende des Nachwuchs-Spitzeneishockeys in der Region bedeuten. Geschäftsführer Daniel Baur sagt, die Junioren seien nicht überschuldet: «Wir arbeiten weiter, die Trainer erhalten weiterhin die Löhne.»

Hoffnung liegt beim Nachwuchs

Und Gerber geht davon aus, dass es jemandem gelingen wird, die Young Sharks aus der Konkursmasse herauszulösen und weiter am Laufen zu halten. Die Kosten sollen laut Gerber dabei kein unüberwindbares Hindernis sein, obwohl der Nachwuchs zuletzt im Jahr 600 000 Franken gekostet hat. «Die Young Sharks haben sich selbst finanziert», sagt Gerber. Und er erzählt davon, wie er nach der Konkursankündigung der EHC Basel AG plötzlich von Leuten Unterstützung angeboten bekomme, die ihm noch die Tür gewiesen hatten, wenn er bei ihnen als Vertreter der AG um Unterstützung für das NLB-Team anfrage.

Gerber wirkt nicht wie jemand, der soeben das Ende einer Geschichte erlebt hat. Viel eher sieht er die Chancen für einen Anfang. Einen Neuanfang. «Am schönsten wäre es, wenn wir den Nachwuchs wieder mit dem Club vereinen könnten», sagt er, «und dann bauen wir etwas auf. Hier, an der Basis. Eine Basler Mannschaft mit eigenen Junioren.» Es wirkt in diesem Moment nicht so, als ob der EHC Basel Kleinhüningen eine goldene Zukunft vor sich hätte. Aber eine Zukunft, immerhin.

tageswoche.ch/+6cbbj

Eine Arena ohne Club, aber mit Potenzial



Die St.-Jakob-Arena auf der Suche nach ihrer Bestimmung FOTO: KEYSTONE

Mit der Insolvenz des EHC Basel steht die St.-Jakob-Arena ohne ihren Spitzenclub da. Doch Edy Zeller ist nicht beunruhigt. Der Präsident der St. Jakob Arena Genossenschaft, in deren Privatbesitz das Stadion ist, sagt: «Wir müssen über die Bücher. Aber wir haben die Kosten im Griff. Wir vergeben jedes Jahr drei- bis viertausend Termine.» Das Eis seiner Halle sei äusserst gefragt, sagt er: «Es gab bereits Clubs, die die Eiszeit des EHC erben möchten.»

Zeller sieht in der Halle viel Potenzial: «Wir haben mit dem Musikclub A2, dem Sportinstitut der Uni und dem FC Concordia gute Mieter.» Das Jahr 2013 hat die Genossenschaft mit einem kleinen Gewinn abgeschlossen.

Ein Verkauf der Arena steht derzeit nicht mehr zur Debatte, nachdem die Genossenschaft bei den Kantonen Baselland und Basel-Stadt nachgefragt hat, ob diese die Arena in staatlichen Besitz überführen möchten.

Kantone haben kein Interesse

Aus Liestal antwortete Regierungsrat Urs Wüthrich innert zehn Tagen abschlägig. Vom Kanton Basel-Stadt hat Zeller bislang keine Antwort erhalten. Doch Regierungsrat Christoph Eymann sagte am Montag der «TagesWoche»: «Der Kanton hat ganz klar kein Interesse daran, die Vermarktung der Halle zu übernehmen.»

Klar ist, dass Basel-Stadt die Arena im Event-Bereich als Konkurrentin zur staatlichen St. Jakobshalle sieht. Zeller will deswegen das Gespräch mit Eymann suchen: «Ich möchte mit ihm ein gutes Einvernehmen.»

Die Arena sei auf Events angewiesen, um ihre Kosten zu decken: «Weil wir Strom und Wasser voll bezahlen müssen, ist die Miete unserer Eisflächen für Clubs schon heute weitaus teurer als bei staatlichen Eisbahnen.» Ohne Events müsste die Arena das Eis noch teurer vermieten oder Schulden machen. «Eigentlich», sagt Zeller, «gehört so eine Halle in die Hände der Stadt.»

Florian Raz

tageswoche.ch/+nmcll

Klemens Trenkle hortet eine riesige Synthesizer-Sammlung. Die braucht dringend ein neues Zuhause.

Mulde oder Museum

Mehr Sammler als Händler: Klemens Trenkle.

FOTO: MARC KREBS

Die Zeit drängt. Am 30. Juni muss der Basler Musikhändler Klemens Trenkle seine Synthesizer, Orgeln, Keyboards, Schlagwerke zügeln. Er braucht dringend Platz für mehrere Hundert Instrumente, die er seit zehn Jahren in einem Kleinbasler Gebäude lagert. Den Handel hat der 51-Jährige nach einem Burn-out praktisch eingestellt, er hat in den letzten Monaten keine Miete mehr zahlen können. Er ist arg im Rückstand. Über 35 000 Franken seien es, gibt er zu.

Die Liegenschaftsverwaltung gewährte ihm einige Monate mehr Zeit für eine Lösung. Trenkle hoffte, einen neuen Ort für seine Instrumente zu finden. Jetzt fürchtet er, die Sammlung könnte entsorgt werden. Online weibelt er für die Idee, ein Museum zu machen. Ein Museum für Synthesizer.

«Bundesrat Berset und Isabelle Chassot, Direktorin des BAK Schweiz: Rettet das



SMEM Schweizerische Museum für elektronische Musikinstrumente», lautet der Titel der Online-Petition, die man mitunterzeichnen kann.

Das Museum ist eigentlich noch gar keines. Wer es besucht, zwingt sich durch ein Dickicht von Occasionsinstrumenten. Messi-gleich dribbelt man an Pauken und Trompeten vorbei, um in den Dachstock zu gelangen. Messi-gleich scheint der Mieter veranlagt zu sein, ist doch alles bis unters Dach vollgestopft mit alten bis uralten Instrumenten.

Ein Sammelsurium, das Trenkle hier nahe der Messe Basel hortet – eine Weiterführung seines Geschäfts Music X-Dream, das man jahrelang an der Margarethenstrasse im Gundeli fand.

Verkaufen ist keine Option

Seit bald 35 Jahren handelt Trenkle mit Musikinstrumenten. Er erlebte den Wandel von der analogen zur digitalen Musik. Auf einmal brachten Keyboarder «alte» Ware zurück. Während viele Schweizer Musikgeschäfte Occasionen gezielt vom Markt nahmen, um Neuheiten zu verkaufen, hing Trenkle an jenen Instrumenten, auch an den Obskuren.

Er zeigt auf einen Vocoder von Korg, den er vor Jahrzehnten seinem damaligen Chef abkaufte, nachdem sich keiner mehr dafür interessiert hatte. Und er kramt eine Rarität hervor: eine Steiner Trompete, ein «Electronic Valve Instrument», von dem nur wenige Hundert Stück hergestellt worden seien. Später, erzählt Trenkle, habe die japanische Firma Akai diesen elektronischen Windinstrumenten zum Durchbruch verhelfen wollen. Auch ein solches zieht er aus einer Ecke hervor.

Keine Frage: Der Mann hat in diesem Dschungel den Durchblick – auch wenn man als Besucher keine Ordnung, keine logische Kategorisierung der Geräte ausmachen kann.

«Diese Sammlung ist doch wichtiger als eine offene Mietrechnung.»

Den Wert aller Instrumente, die Trenkle auf 500 Quadratmetern lagert, schätzt er auf 3 Millionen Franken. Warum verkauft er da nicht einfach ein paar Sammlerstücke, um die Mietschulden zu begleichen?

Trenkle ringt um Worte. Er mag sich nicht trennen von seinen Stücken, sagt er. «Ich habe diese Sammlung doch nicht aufgebaut, um sie jetzt wieder auseinanderzureissen. Sie ist in dieser Grösse einzigartig in der Schweiz und gehört in ein Museum – ein bestehendes oder ein neues.»

Tatsächlich sucht die Sammlung ihresgleichen. Zwar gibt es bereits ein privates Synthesizer-Museum, das «Synthorama» in Luterbach (SO). Jene Sammlung sei auch toll, aber eben «nicht so umfassend» – und am falschen Ort: «Eine grosse Musiksammlung gehört doch in eine Stadt», fin-

det Trenkle. «Und Basel als Musikstadt verkent eine Chance, wenn es sich nur auf mittelalterliche Instrumente konzentriert.» Er spielt auf die Sammlung im Museum für Musik an, «die dort aufhört, wo die Elektrifizierung unserer Gesellschaft anfing».

Natürlich behandle derzeit die Sonderausstellung «Pop Basel» auch die jüngere Musikgeschichte, zum Teil gar mit Leihgaben von ihm. Er habe auch mit Kurator Martin Kirnbauer und Marie-Paule Jungblut, der Direktorin des Historischen Museums, gesprochen. «Aber leider scheinen ihnen die Hände gebunden», sagt Trenkle.

Warum? «Weil uns dafür das Geld und der Platz fehlt», sagt Jungblut. Und mit einem Lagerraum wäre aus musealer Sicht noch nichts erreicht. Man müsste die Geräte und ihre Geschichte erfassen, sie mitunter restaurieren und inszenieren. «Es bräuchte jemanden, der die Sammlung auf lange Zeit sichert», sagt Jungblut. Trenkle stellt sich eine Art Schaulager vor.

Wie kam es zu seiner Notsituation? Trenkle schaut auf, seine Augen weg. Es hat mit persönlicher Überforderung zu tun, mit finanziellen Forderungen, mit einem Geschäft, das ihm über den Kopf wuchs.

Nach einer beruflichen Neuorientierung vor drei, vier Jahren zum Schauspieler und Statisten blieb er ein Idealist. Er nimmt auch mal Gratisaufträge an, weil er an ein Projekt glaubt. Er hält sich über Wasser, irgendwie. Jetzt merkt er, dass ihm dieses bis zum Hals steht. Ihm und seiner Sammlung.

Wertvolle Stücke

Einzelne Stücke verkaufen? «Ich bewahre das doch für die Nachwelt auf», sagt er, durchaus pathetisch. Trenkle kann auch dickköpfig, ja trotzig auftreten («Ich zahle ja schon Miete, einfach mit Verzug – diese Sammlung ist doch wichtiger als eine offene Rechnung!»).

Wo er aber recht hat: Sie ist in ihrer umfassenden Grösse tatsächlich wertvoll, entdeckt man doch Schätze, Raritäten. Vom Vorläufer der Melodica, einem Harmonicor (ca. 1880), bis zu einem Jupiter 6 Keyboard von Roland, auf dem Jonas Haefeli 1979 den Soundtrack zum Film «Die Schweizermacher» eingespielt hat.

Solche einzelnen Stücke zu verkaufen bringt Trenkle nicht übers Herz. Überhaupt mag er kaum noch was loswerden. Sein Geschäft, «Music X-Dream» im Kleinbasel, öffnet er nur noch auf «Appointment». Und auf der Website seines Ladens wird zwar ein Sortiment zum Verkauf gesprochen, doch ist keines seiner über 1000 Instrumente aufgelistet.

Jetzt ist es also fünf vor zwölf. Trenkle hat Stiftungen angeschrieben, macht via Facebook auf die Notsituation aufmerksam. Er prüft Angebote von Musikern und Fans, die in ihren Kellern vorübergehend Platz schaffen würden. Und er hofft auch auf Unterstützung aus der Politik.

Es läuft wohl auf eine Zwischenlösung hinaus. Kaum denkbar, dass die alten Synthesizer in Mulden geworfen werden. tageswoche.ch/+yyyyq4 ×

Satire



Fischer & Riegel

Seit zwei Jahren erscheinen sie in der «Titanic», die «Fröhlichen Hundegeschichten» von Leo Fischer und Leonard Riegel. Letzterer ist Cartoonist. Fischer wiederum war lange Chefredaktor der «Titanic» (und in dieser Funktion schon vor einem Jahr zu Gast in Basel) und Satiriker. Ein Abend für Hundefreunde und -feinde. ×

Montag, 30.6., 20 Uhr. Hirscheneck, Basel; www.hirscheneck.ch

Festival

Pärkli Jam

Das Wochenende gehört dem Pärkli Jam im Basler St.-Johann-Park, das mit der zehnten Ausgabe sein Jubiläum feiert. Jung, gratis, regional – so siehts weiterhin aus. Es gibt viel zu essen, verschiedene Bands, einen Kreativmarkt (der Name sei verziehen), eine Party am Samstag zu fairem Preis im Heizkessel – und einen Sonntag ganz mit Tanzshows. ×

Freitag, 27., bis Sonntag, 29. Juni, St.-Johann-Park; www.paerklijam.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf: tageswoche.ch/kulturflash

Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen») – täglich aktualisiert und nach Sparten aufgelistet.

Kinoprogramm

Basel und Region 26. Juni bis 4. Juli

ANZEIGEN



**Ein anarchisch-witziger Aufsteller von einem Film:
Bluesbrothers im Rollstuhl...**

EXKLUSIVES EVENT IM CINE DELUXE
GAUMEN- UND FILMGENUSS
GETRÄNKE A DISCRETION
Öffnung Ciné Deluxe: 19.45 Uhr
Filmstart: 20.15 Uhr

PATHÉ!

FILM «SEX TAPE» | 12. SEPTEMBER IM PATHE KÜCHLIN

MOVIE & DINE

DAS ERLEBNIS FÜR ANSPRUCHSVOLLE CINEASTEN

89^{CHF}
p.P.

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges, am Platz serviertes Flying Dinner in unserem exklusiven Ciné Deluxe, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind demnächst an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

pathe.ch/basel

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE** [4/4 J] 15.00^D
- **WALK OF SHAME - MÄDELSABEND** [12/10 J] 15.00/18.00/21.00^D
- **THE TWO FACES OF JANUARY** [12/10 J] 18.00/21.00^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **EDWARD BURTYNSKY'S WATERMARK** [14/12 J] 14.30/18.45^{Ov/d}
- **VIELEN DANK FÜR NICHTS** [10/8 J] 14.30/18.30/20.30^{Ov/diff}
- **BOYHOOD** [10/8 J] 15.00/20.15^{E/diff}
- **HOTELL** [16/14 J] 16.15^{Ov/d}
- **MOLIÈRE À BICYCLETTE** [10/8 J] 16.30/20.45^{F/d}
- **NEULAND** [6/4 J] 18.15^{Ov/diff}
- **IN DER NACHT FLIEGT DIE SEELE WEITER** [16/14 J] SO: 11.00^{Dialekt/diff}
- **Opera - LA FANGIULLA DEL WEST** [16/14 J] SO: 11.00^{Ov}
- **VIOLETTE** [16/14 J] SO: 11.30^{F/d}
- **FEUER & FLAMME** [10/8 J] SO: 12.45^D

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **OMAR** [16/14 J] 15.15/21.00^{Arabi/d/e}
- **MANUSCRIPTS DON'T BURN** [16/14 J] FR: 16.00-SA: 18.30 SO: 14.00-MO/MI: 20.30^{Ov/diff}
- **ALFONSINA** [6/4 J] 17.15^{Sp/diff}
- **SHELL** [12/10 J] FR/MI: 18.30-SA: 21.00 MO/DI: 16.15^{E/diff}
- **ILO ILO** [16/14 J] 19.00^{Ov/diff}
- **A TOUCH OF SIN** [16/14 J] FR: 20.30-SA/MI: 15.45^{Ov/d}
- **GRACE OF MONACO** [8/6 J] SO: 13.15^{E/d}
- **FINSTERWORLD** [14/12 J] SO: 16.30/21.15^{D/e}
- **AMOUR** [14/12 J] SO: 18.30^{F/d} EINFÜHRUNG PROF. DR. CHRISTOPH REHMANN. ANSCHLIESSEND APÉRO-GESPRÄCH
- **VALLEY OF SAINTS** [16/14 J] MO/DI: 18.15^{Ov/d}
- **UNE ESTONIENNE A PARIS** [16/14 J] DI: 20.15^{F/d}

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34 kultkino.ch

- **LOCKE** [12/10 J] 16.45/20.45^{E/diff}
- **FRUITVALE STATION** [14/12 J] 18.45^{E/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SHORT FILMS - «LES FILMS DE L'AUTRE»** FR: 21.00^{F/d}
- **TERRE DES HOMMES LES ADIEUX DE LA GRISE - A SHADE OF GREY**
- **ÉLOGE DU RETOUR - ODE TO A JOURNEY HOME** GESPRÄCH MIT DER FILMMACHERIN UND KURATORIN VON «LES FILMS DE L'AUTRE» LYSANNE THIBODEAU NACH DER VORFÜHRUNG.

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **A MILLION WAYS TO DIE IN THE WEST** [16/14 J] 13.00/17.45- FR/SO/DI: 18.10 FR/SA: 22.30-SA/MO/MI: 20.45^D
- **MAKE YOUR MOVE - 3D** [10/8 J] 13.00/18.00^D
- **URLAUBSREIF** [8/6 J] 13.00/15.30/18.00/20.30 FR/SA: 23.00^D
- **EDGE OF TOMORROW - 3D** [14/12 J] 15.40-FR/MO/DI: 13.10 FR/SO/DI: 20.45- FR/SA: 23.20 SA/MO/MI: 18.10^D
- **BAD NEIGHBORS** [14/12 J] 18.00/20.10-FR/MO/DI: 13.15^D
- **WALK OF SHAME - MÄDELSABEND** [12/10 J] 13.20/15.30/17.45/20.00 FR/SA: 22.15-SA/SO: 11.00^D
- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J] 14.30/17.30/20.15 FR/SA: 22.45-SA/SO: 11.30^D 15.20/20.20^{E/diff}
- **X-MEN: ZUKUNFT IST VERGANGENHEIT - 3D** [12/10 J] FR/MO/DI: 14.30-FR/DI: 17.10 FR: 22.45-SA-MO/MI: 20.00^D FR/DI: 20.00-SA-MO/MI: 17.10 SA: 22.45^{E/diff}
- **BRICK MANSION** [14/12 J] 15.30-FR/SA: 22.30^D
- **THE FACE OF LOVE** [8/6 J] 20.15-FR/MO/DI: 15.30^{E/diff}
- **GODZILLA - 3D** [14/12 J] FR/SA: 23.00-SA/SO: 10.20^D
- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE - 3D** [0/0 J] SA/SO: 10.40 SA/MI: 13.00/15.00^D
- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE** [0/0 J] SA/SO/MI: 15.30^D
- **DAS MAGISCHE HAUS - 3D** [6/4 J] SA/SO: 10.45^D
- **2 FRANCOS 40 PESETAS** [16/14 J] SA/SO: 11.00^{Sp/d}
- **RIO 2 - DSCHUNGELFIEBER - 3D** [6/4 J] SA/SO: 11.00-SA/SO/MI: 13.10^D
- **NIX WIE WEG - VOM PLANETEN ERDE - 3D** [6/4 J] SA/SO: 11.15-SA/SO/MI: 13.15^D

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE - 3D** [10/8 J] 15.15/17.30-FR/MO/DI: 13.00 FR: 22.00-SA-MO/MI: 19.45^D FR/DI: 19.45-SA: 22.00^{E/diff}
- **MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE** [10/8 J] SA/SO/MI: 13.00^D

REX

Steinenvorstadt 29

- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J] 14.00/17.00/20.00^{E/diff}
- **EDGE OF TOMORROW - 3D** [14/12 J] 14.30/20.30^{E/diff}
- **X-MEN: ZUKUNFT IST VERGANGENHEIT - 3D** [12/10 J] 17.15^{E/diff}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 20. AUGUST 2014**

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** [10/8 J] 20.00^{E/diff}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **WALK OF SHAME - MÄDELSABEND** [12/10 J] FR-MO: 20.15^D
- **THE LEGO MOVIE - 3D** [6/4 J] SO: 15.00^D
- **A MILLION WAYS TO DIE IN THE WEST** [16/14 J] SO: 17.00^D

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **WALK OF SHAME - MÄDELSABEND** [12/10 J] FR/MO/DI: 20.15 SA/SO/MI: 20.30^D
- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE - 3D** [0/0 J] SA/SO: 14.00^D
- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE** [0/0 J] MI: 14.00^D
- **MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE - 3D** [10/8 J] SA/SO: 15.45^D
- **MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE** [10/8 J] MI: 15.45^D
- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J] SA/SO/MI: 18.00^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** [10/8 J] SA/SO: 18.00^{E/diff}
- **VIELEN DANK FÜR NICHTS** [10/8 J] 20.15^D
- **ALFONSINA** [6/4 J] SO/MO: 18.00^D

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **THE FAULT IN OUR STARS** [12/10 J] FR-MO: 20.30-DI/MI: 18.00^{E/diff}
- **GRACE OF MONACO** [8/6 J] SA-MO: 18.00-DI/MI: 20.30^D



IN DIESER WOCHE: HEIMTÜCKISCHE WAFFEN DER MENSCHHEIT.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 26;
verbreitete Auflage:
24 735 Exemplare.
(Verlagsangabe, weitere Infos:
tageswoche.ch/+xrfsp),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
David Bauer
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden (Produzent),
Alain Appel (Praktikant),
Renato Beck, Felicitas Blanck
(Community-Redaktorin),
Tino Bruni (Produzent), Yen
Duong, Daniel Faulhaber
(Praktikant), Karen N. Gerig,

Simon Jäggi, Christoph Kies-
lich, Valentin Kimstedt, Marc
Krebs, Hannes Nüsseler (Pro-
duzent), Matthias Oppliger,
Florian Raz, Michael Rocken-
bach, Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektur
Irene Schubiger, Martin
Stohler, Dominique Thommen

Abo- und Lesermarkt
Martina Berardini,
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neumediabasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Tobias Gees,
Felix Keller, Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistentz), Tel. 061 561 61 50

Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben),
2 Jahre: 420 Franken
(100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

**Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.**

Vor 60 Jahren kam «Die Faust im Nacken» ins Kino – einer der grössten unter den grossen Filmen von Marlon Brando.

von Andreas Schneitter

Wie auswählen bei einem wie ihm? Er, Don Corleone und Colonel Kurtz, The Wild One und der rüde Kowalski? Am 1. Juli 2004, vor zehn Jahren, verstarb er, Marlon Brando, einer der Grössten, den man auf den Leinwänden je gesehen hat. 80 Jahre alt ist er geworden, am Ende krank, launisch und verfettet, aber hinterlassen hat er eine Schauspielerkarriere, die so reich an Spektakel war wie manche Station seines Lebens.

Brando wählte, ob auf dem Zenit seines Schaffens oder in einer seiner Revolten gegen die eigene Verblassung, Rollen, an deren Drastik der Verkörperung man sich reiben musste. Technik seines Spiels war das Method Acting, das er in den 1940er-Jahren in New York lernte – mehr noch: definierte. Method Acting, das Spiel als Rekurs auf emotionale Stimuli, denen persönliche Gefühle des Schauspielers zugrunde liegen, verlangt ein Repertoire an emotionalen Ausdrücken, das Brando mit einem ungeahnten Reichtum beherrschte.

Stilbildend war Brandos Performance als Stanley Kowalski in «Endstation Sehnsucht» (1950), den er bereits auf der Broadway-Bühne dargestellt hatte. Damit ikonisierte er einen neuen, männlichen Sexualitätstyp – muskelbepackt in engen Jeans, jedoch mit schläfrigem bis zweifelndem Ausdruck inszeniert, der sich vom klassischen Draufgänger spürbar unterschied.

Mannigfaltiges Mienenspiel

Brando, der impulsive Zauderer: Vier Jahre später brachte er dieses frühe Rollenpiel zur Vollendung. In «Die Faust im Nacken», der 1954, vor 60 Jahren, in die Kinos kam, spielte er einen jungen Hafendarbeiter in New York, der sich gegen die korrupte Gewerkschaft der Dockarbeiter auflehnt – und damit auch gegen seinen älteren Bruder, der als Rechtsanwalt für die Gewerkschaft tätig ist und den Jüngeren für Gefälligkeitsarbeiten einsetzt.

In Zusammenhang mit einem Mord führen die beiden auf dem Rücksitz eines Autos eine minutenlange Diskussion um Ehre, Ideale und Sinn im Leben. Eine Sze-

ne, die nur so strotzt vor Brandos mannigfaltigem Mienenspiel. Mehrfach fährt die Kamera ihm nahe ans Gesicht, zeigt seine zerfurchte Stirn in den Momenten der Überraschung, seine verzogenen Mundwinkel, wenn ihn Skepsis befällt, und schliesslich den desillusionierten Blick nach draussen, begleitet von einem tiefen, lauten Seufzer.

«Die Faust im Nacken» ist ein bezeichnender Film für Brando, weil er hier nicht nur den Rebellen gegen ein Establishment spielte, sondern sich mit dieser Rolle auch auf die Seite der Unterdrückten und Entrechteten schlug – ein Engagement, das sich später im echten Leben in seinem Einsatz für die Bürgerrechte der Afroamerikaner und der nordamerikanischen Ureinwohner wiederholte. Der Film stellte ausserdem auch für Brandos Schauspielkarriere eine prominente Wegmarke dar: Danach wollte jeder spielen wie er. Für diese Rolle erhielt er seinen ersten von zwei Oscars. Den zweiten, 1973 vergeben für seine Darstellung Vito Corleones, lehnte er ab.

tageswoche.ch/+14slc

Rebell gegen das Establishment: Marlon Brando in «Die Faust im Nacken».



Dolce Vita plus. Mit dem LAC will die Tessiner Stadt ein Kulturzentrum mit europäischer Ausstrahlung werden.

von **Valentin Kimstedt**

Man muss einmal im Jahr durch den Gotthard. Der Körper mag das. Wenn man in Lugano aussteigt, haben die Wälder an den steilen Hängen eine andere Farbe, das Blau vom See ist satter, wie wenn man eine polarisierte Sonnenbrille trägt. Anscheinend sind weniger Partikel in der Luft, die stören. Oder die richtigen. In Lugano den Bahnsteig verlassen: eine eigene Art zu schweben.

Und es kommt noch besser. Nachdem man den Bahnhof hinter sich gelassen hat, braucht man nur noch abwärts zu gehen. Während man ankommt, tut Lugano so, als gäbe es im Leben keinen Widerstand. Die Verführung ist haltlos. Es ist bei den meisten Ankünften im Süden so, aber in Lugano prangt die Frage an jeder Fassade: Warum lebst du nicht hier, sondern woanders?

Natürlich ist Lugano furchtbar aufgehübscht. Kein Haus ohne Boutique, und viele davon sind spiessig. Doch dafür hat die Stadt Glamour. Während Locarno in seiner Ausgestorbenheit brüdet und auf sein grosses Festival wartet, ist man in Lugano schon auf halber Strecke nach Milano. Die Schuhabsätze sind dünner, die Leopardenkleider zahlreicher und die Hunde kleiner. Nun noch Cafè im «Olimpia» auf der

Piazza Riforma, und das arme Nordseelchen braucht nichts weiter.

Oder doch. Denn Lugano will es wissen. Direkt am See entsteht ein gewaltiges Kunstzentrum aus grünem Stein, das Lugano Arte e Cultura. Das LAC will «seinen Platz im kulturellen Raum Europa einnehmen», wie es in einer hauseigenen Publikation heisst. Lugano soll ein Kulturort werden, den man ansteuert. Dafür bringt das Haus eine Konzert- und Theaterbühne mit stattlichen Ausstellungsräumen unter ein Dach, gruppiert um eine haushohe Eingangshalle. Über die Architektur von Ivano Gianola lässt sich streiten. Man sieht eher viele Räume statt Raum, doch der Anspruch des Hauses ist nicht zu übersehen.

Dadaismus und Surrealismus

Bis das LAC voraussichtlich im nächsten Jahr eröffnet, fährt Lugano bereits mit sehenswerten Ausstellungen auf. Das Museo d'Arte (welches mit dem Museo Cantonale d'Arte im LAC zusammenfliessen wird) zeigt eine Ausstellung über den elsässischen Künstler Hans Arp, den wiederholte Aufenthalte mit dem Tessin verbinden. Das Museum stellt den Wegbereiter von Dadaismus und Surrealismus in Wechselwirkung mit anderen Künstlern dar, vor allem mit dem italienischen Maler Osvaldo Licini, aber auch mit Sophie Taeuber, Paul Klee und an-

deren. Die Bezüge sind teilweise vielleicht etwas gesucht, teilweise aber auch eindrucklich.

Noch reizvoller ist die Sammlung von Giancarlo und Danna Olgiati. In einem unscheinbaren Untergeschoss gegenüber dem LAC, genannt Kunstraum -1, reihen sich die Werke hochkarätiger Künstler von 1960 bis heute: Wolfgang Tillmans, Michelangelo Pistoletto, Roni Horn und so weiter.

Leider ist die Sammlung Olgiati erst ab dem 21. September wieder zugänglich. Doch im frühen Herbst ist es für eine Luganer Seelenkur nicht zu spät.

tageswoche.ch/+vbrzf

x

Cafè nehmen

Im ehrwürdigen «Olimpia» an der Piazza Riforma.

Flanieren

In der eleganten Via Nassa. Der Chic ist echt.

Anschaun

**Arp und Licini im Museo d'Arte. Bis 20. Juli. www.mdam.ch
Sammlung Giancarlo und Danna Olgiati, Kunstraum -1. Ab 21. 9. 2014. www.collezioneolgiati.ch**

Bombastisches Gebäude mit gelungener Aussicht: Blick aus dem LAC auf den Lago.

FOTO: VALENTIN KIMSTEDT



Mit dem revolutionären Softwareprogramm wechselten Computer von der Buchhaltung in die Bildbearbeitung.

von Hans-Jörg Walter

Ich photoshoppe noch 'ne Stunde.» Da ist der Name eines Produkts in den allgemeinen Sprachgebrauch gewachsen, das lange Zeit ein Werkzeug von Spezialisten war und mittlerweile schon vielen Kindergärtnern ein Begriff ist.

1987, während meines ersten Lehrjahres als Fotograf, verkündete der Gewerbeschullehrer, dass die Computer in den Fotografenalltag einziehen würden. Das Arbeitsgerät würde die Schreibmaschine ersetzen und für Buchhaltung sehr nützlich sein. Für Bilder sei es aber nicht geeignet.

Zur gleichen Zeit tüftelte in Michigan der Student und Hobbyfotograf Thomas Knoll an einem Computerprogramm, das genau das ermöglichen sollte, was damals unvorstellbar schien: Bilder am Rechner anzuzeigen und zu manipulieren. Der Arbeitstitel des Programms hiess «Display». Mit seinem Bruder John nahm er daran Verbesserungen vor und verkaufte es schliesslich für eine namhafte Summe an Adobe Systems. Adobe brachte das bekannte Bildbearbeitungsprogramm Photoshop mit der Versionsnummer Sr.0 im Jahr 1990 für 695 Dollar (das entspricht inflationsbereinigt heute 1288 Dollar) auf den Markt.

Im Februar 2013 hat Adobe den Quelltext von Photoshop 1.0 veröffentlicht. Er wurde auf der Website des Computer History Museum bereitgestellt und besteht aus 128 000 Zeilen. Eines der ersten Bilder, welches Knoll mit dem Programm bearbeitete, war ein Urlaubsfoto seiner Frau Jennifer, an dem die Farben und die Helligkeit verändert wurden. Knoll verwendete es anfänglich zur Demonstration seiner Software.

Abwedler und Ausfleckpinsel

Die Software schlug wie ein Blitzschlag in die Bildindustrie ein. Es gab zwar schon andere Bildbearbeitungsprogramme, doch Photoshop war sehr einfach zu bedienen und aus dem frisch boomenden Desktop-publishing bald nicht mehr wegzudenken.

Die Werkzeuge der Software simulieren oft analoge Gerätschaften aus dem Fotostudio und Fotolabor. Infolge des Aufkommens der digitalen Fotografie und des Verschwindens von Retouchierpinsel und Laborutensilien wissen heutige Bildverarbeiter vielfach nicht mehr, für was die Symbole in der Werkzeugleiste stehen.

Obwohl es günstigere Konkurrenzprodukte gibt, hält Adobe ein Quasimonopol. Selbstredend, dass Photoshop auch eines der Programme mit den meisten Raub-

kopien ist und dass es sich trotzdem rasant verbreitet. Man munkelt auch, dass Adobe beide Augen zudrücke, um möglichst viele Nutzer anzufixen. Die Schätzungen, wie viele Menschen weltweit Photoshop legal oder illegal verwenden, bewegen sich zwischen 20 und 150 Millionen. Eine Stichprobe im Kaffeehaus Mitte, wo täglich unzählige Gäste vor ihren Laptops sitzen, zeigt, dass auf einem von 10 Bildschirmen Photoshop läuft.

Aus meinem Berufsalltag ist das Programm nicht mehr wegzudenken. Jedes Bild, das in der TagesWoche gedruckt oder online publiziert wird, wurde damit geöffnet, bearbeitet und abgespeichert. Es ist eines der umfangreichsten Programme, und man entdeckt immer wieder neue Funktionen, die einem den Umgang mit Bildern erleichtern. Hin und wieder wird man auch von frustrierenden Meldungen überrascht: Als wir kürzlich für die Bebilderung eines Artikels eine Hunderternote fotografiert hatten und die Aufnahme bearbeiten wollten, streikte das Programm: «Diese Anwendung unterstützt die unbefugte Verarbeitung von Banknoten nicht.»

Weitere Bilder sowie ein Demonstrationsvideo finden Sie auf:
tageswoche.ch/+z8hhh ×

Das Bild von Knolls Ehefrau Jennifer entstand auf dem süd pazifischen Atoll Bora Bora.

FOTO: THOMAS KNOLL



TaWo To Go

Eiscafé Acero Rheingasse 13, 4058 Basel

Schmaler Wurf Rheingasse 10, 4058 Basel

Santa Pasta Rheingasse 47, 4058 Basel, St. Johannis-Vorstadt, 4056 Basel

Mercedes Caffè Schneidergasse 28, 4051 Basel

Jonny Parker St. Johannis-Parkweg, 4056 Basel

Café Frühling Klybeckstrasse 69, 4057 Basel

Valentino's Place Kandererstrasse 35, 4057 Basel

Restaurant Parterre Klybeckstrasse 1b, 4057 Basel

KaBar Kasernenareal, 4057 Basel

Volkshaus Rebgasse 12-14, 4058 Basel

Buvette Kaserne Unterer Rheinweg, 4057 Basel

Buvette Oetlinger Unterer Rheinweg, 4057 Basel

Okay Art Café Schützenmattstrasse 11, 4051 Basel

Hallo Centralbahnstrasse 14, 4051 Basel

Haltestelle Gempenstrasse 5, 4053 Basel

5 Signori Güterstrasse 183, 4053 Basel

eoipso Dornacherstrasse 192, 4053 Basel

Unternehmen Mitte Gerbergasse 30, 4001 Basel

kult.kino atelier Theaterstrasse 7, 4051 Basel

Café-Bar Elisabethen Elisabethenstrasse 14, 4051 Basel

Theater-Restaurant Elisabethenstrasse 16, 4051 Basel

tibits Stänzlergasse 4, 4051 Basel

Campari Bar Steinenberg 7, 4051 Basel

Brauner Mutz Barfüsserplatz 10, 4051 Basel

Il Caffè/Cappuccino Falknerstrasse 24, 4051 Basel

Café del mundo Güterstrasse 158, 4053 Basel

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

RENAULT FAMILY DAYS

Samstag und Sonntag **28./29. Juni 2014**
von **10–17 Uhr**, auf dem **KLUSHOF in Aesch**
(Klusstrasse 191, 4147 Aesch)



- **Spiel und Spass auf dem idyllischen Klushof**
- **Zaubershows mit Zauberduolino Domenico**
- **Ponyreiten, Torwandschiessen, Hüpfburg, uvm.**

Parkplätze sind vorhanden. Der Anlass findet
bei jeder Witterung statt. Alle Attraktionen gratis.

www.garage-keigel.ch

DEALER
OF THE YEAR
2013
2012
2011

Erleben Sie mit Ihrer Familie vergnügliche Stunden in idyllischer Atmosphäre. Lassen Sie sich vom Zauberduolino Domenico mit verblüffenden Tricks verzaubern. Die «Kleinen» können sich in unserer Hüpfburg austoben, ihre Ballsicherheit beim Torwandschiessen beweisen, auf Ponys reiten, Trampolin springen und viele weitere Attraktionen erleben – lassen Sie sich überraschen. Für die Bewirtung mit Speisen und Getränken wird die Familie Koellreuter vom Klushof sorgen.

